

SOZIOLOGIE

Aus dem Inhalt

- Annette Treibel
Migrationsforschung und Öffentlichkeit
- Symposion
Antisemitismus und / in der Soziologie, Teil 2
- Tilman Allert
Heinrich Popitz und die Vermessung des Sozialen
- Lara Pellner, Alexander Wierzock
Lars Clausen und Sambia
- Christian Schneickert, Christopher Wimmer
Das soziologische Feld und seine Professor:innen

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 3 • 2025

Herausgeberin im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Angelika Pöferl (verantwortlich im Sinne des Presserechts)

Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig, Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, Tel.: 0341/97 35 648,

E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de (Redaktion) oder angelika.poferl@tu-dortmund.de (Angelika Pöferl)

Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Monika Wohlrab-Sahr, Universität Leipzig,

Institut für Kulturwissenschaften, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig

E-Mail: wohlrab@uni-leipzig.de, Tel.: 0341 / 973 5678

Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Marcel Siepmann (Leitung), DGS c/o Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Goethestraße 31, D-45128 Essen, E-Mail: marcel.siepmann@kwi-nrw.de,

Tel.: 0201/1838 138, Fax: 0201/1838 232

Schatzmeisterin der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Heike Delitz, Universität Regensburg, Fakultät Sprach-, Literatur-, Kulturwissenschaft, Altes Finanzamt, Landshuter Str. 4, D-93047 Regensburg, E-Mail:

Heike.Delitz@ur.de

Aufnahmeanträge für die DGS-Mitgliedschaft und weitere Informationen unter www.sozioologie.de

Die Zeitschrift SOZIOLOGIE erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals.

Redaktionsschluss ist jeweils acht Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der SOZIOLOGIE werden über EBSCOhost Information Services sowie in den Bibliographien von De Gruyter: IBZ und IBR erfasst.

Campus Verlag in der Verlagsgruppe Beltz, Werderstr. 10, 69469 Weinheim, info@campus.de

Geschäftsführung: Marianne Rübelmann

Programmleitung: Dr. Judith Wilke-Primavesi

Anzeigenbetreuung: Claudia Klinger, Julius Beltz GmbH & Co. KG, Postfach 100154, D-69441 Weinheim, Tel.: 06201/6007-386, E-Mail: anzeigen@beltz.de

Fragen zum Abonnement und Einzelheftbestellungen: Beltz Medien-Service, Postfach 100565, D-69445 Weinheim, Tel.: 06201/6007-330, E-Mail: medienservice@beltz.de

Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:

Jahresabonnement privat 78 €, Studierende / Emeriti 35 €

Jahresabonnement Bibliotheken / Institutionen 118 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel)

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© 2025 Campus Verlag in der Verlagsgruppe Beltz

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe GmbH ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag (ID 15985-2104-1001).

ISSN 0340-918X

www.campus.de

Inhalt

Editorial	269
-----------------	-----

Soziologie in der Öffentlichkeit

Annette Treibel

Migrationsforschung und Öffentlichkeit	271
--	-----

Identität und Interdisziplinarität

Peter Ullrich, Christoph Gollasch, Jens Kastner

Symposion: Antisemitismus und / in der Soziologie, Teil 2	298
---	-----

Tilman Allert

Heinrich Popitz und die Vermessung des Sozialen	320
---	-----

Lara Pellner, Alexander Wierzock

Lars Clausen und Sambia	332
-------------------------------	-----

Forschen, Lehren, Lernen

Christian Schneickert, Christopher Wimmer

Das soziologische Feld und seine Professor:innen?	343
---	-----

DGS-Nachrichten

Paula-Irene Villa Braslavsky, Monika Wohlrab-Sahr

Wechsel des DGS-Vorsitzes

Briefe zum Abschied und zur Begrüßung	360
---	-----

Vorstand der DGS 2025 bis 2027	367
--------------------------------------	-----

Aus der Vorstandsarbeit	369
-------------------------------	-----

Statement on Solidarity with Serbian Students & Professors	370
--	-----

Veränderungen in der Mitgliedschaft	371
---	-----

Berichte aus den Sektionen

Sektion <i>Alter(n) und Gesellschaft</i>	374
Sektion <i>Familiensoziologie</i>	376
Sektion <i>Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie</i>	378
Arbeitskreis <i>Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen</i>	382

Nachrichten aus der Soziologie

Karl Ulrich Mayer In memoriam Artur Meier	384
Stefan Immerfall, Barbara Wasner In memoriam Johann Albrecht (Alf) Mintzel	388
Calls	393
Economic Democracy and Beyond • Vernetzungstreffen für Promovierende	
Tagungen	396
Wissenssoziologie der Menschenrechte • Rechtskatholi- zismus – Zum Verhältnis von Katholizismus und Rechts- populismus	
Autorinnen und Autoren	400
Abstracts	402

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

bereits das Wissenschaftsjahr 2024 war dem Thema »Freiheit« gewidmet, und auch in diesem Jahr hat die Befassung damit nichts an Aktualität und Dringlichkeit verloren – im Gegenteil.

Die weltweit zu beobachtenden Einschränkungen und Gefährdungen der Freiheit von Wissenschaft, aufgebaute Drohkulissen, befürchtete oder schon eingetretene Restriktionen haben alarmierende Ausmaße erreicht. Autoritäre Regime oder sich autoritär gebärdende Machthaber außerhalb Europas und teils auch innerhalb streben ein Ausmaß an Kontrolle von und Einflussnahme auf Wissenschaft an, wie es bis vor kurzem – zumindest in jüngerer Zeit – kaum vorstellbar war. Politische Versuche der Einschüchterung von Universitäten und Wissenschaftsorganisationen zeugen von einem antipluralistischen Ringen um Deutungsmacht, der nichts und niemand sich zu widersetzen haben sollte. Die Attacken, die derzeit seitens der US-amerikanischen Regierung unternommen werden, sind ein frappierendes und ernstzunehmendes Beispiel dafür.

Der Kampf um die Freiheit von Wissenschaft ist in den Vordergrund gerückt. Intrinsische Begründung für Wissenschaftsfreiheit sei die Erkenntnisbildung, die, wie Stefan Gosepath aus philosophischer Sicht in *Forschung & Lehre* (4/25) argumentiert, die »Suche nach Erkenntnis, Wissen und Wahrheit« zum Selbstzweck habe. Sie setze zugleich Freiheit sichernde Bedingungen voraus. Dies impliziere erstens, wissenschaftliche Entscheidungen über Methoden, Fragestellungen und Ziele den Wissenschaften zu überlassen. Zweitens gehe es darum, konkurrierende Meinungen auszuhalten, zu respektieren und zu debattieren. Drittens dürfe die Geltungskraft von Argumenten nur auf strengen, rationalen Gütekriterien beruhen. Im Wechselspiel von gesellschaftspolitischen Herausforderungen und Wissenschaft bleibe, so der Soziologe Armin Nassehi (*Forschung & Lehre*, 5/25), der Modus der Selbstkritik und der Selbstrelativierung zentral – gerade wenn und gerade weil es darum gehe, Relativismus und Beliebigkeit einzuschränken und Zweifel an die Stelle vermeintlicher Eindeutigkeit zu setzen. Dies beinhalte, die »Faktizität der Fakten«, die »Objektivität des Wissens« und die Konstitution wissenschaftlicher Gegenstände wissenschaftlich in Frage zu stellen und der Gefahr des Autoritären mit den »selbstkritischen Mitteln des Wissenschaftlichen selbst zu begegnen«.

Die Vielfalt wissenschaftlicher Perspektiven wird angesichts der Komplexität von Gesellschaft ausdrücklich als Chance begriffen.

Die exemplarisch angeführten Argumente ließen sich um zahlreiche Diskussionen ergänzen. Dass Wissenschaftsfreiheit staatlich und rechtlich abzusichern ist, liegt hierbei auf der Hand, sie stellt sich nicht von alleine her. Die Freiheit der Wissenschaft bedarf institutioneller Garantien, will sie nicht nur folgen- und wehrlose Selbstbeschreibung sein. Zugleich spielen gesellschaftliche Diskursdynamiken eine Rolle. Neben destruktiven politischen Entwicklungen haben sich die Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit verschärft. Auch demgegenüber gilt es, eine Haltung einzunehmen, Diskurs-, Denk- und Handlungsräume offen zu halten und nichts zu simplifizieren. Eine Beschreibung, die der eigenen Position zuwiderläuft, muss nicht dazu führen, das Gespräch zu beenden, Anderen das Rederecht abzusprechen oder diese symbolisch zu vernichten. Sie kennen das. Nicht wenige öffentliche Begegnungen der letzten Zeit sind kläglich gescheitert. Umso mehr kommt es darauf an, dagegen zu halten, wie zahlreiche Akteurinnen und Akteure dies mutig und ungebrochen tun. Gerade die Wissenschaft und die Zwischenfelder der Begegnung zum Beispiel von Wissenschaft und Kunst, Wissenschaft und Bildung, Wissenschaft und Öffentlichkeit können und müssen Horizonte öffnen – wenn man sie nutzt und nicht zerstört.

Bei aller Notwendigkeit und Dringlichkeit, die Freiheit der Wissenschaft zu verteidigen, darf nicht vergessen werden, dass der Wissenschaft andere, unverzichtbare Freiheiten vorgelagert sind: die politische Freiheit, zu wählen und gewählt zu werden; die kulturelle Freiheit, denken, sprechen, schreiben, lernen zu dürfen; die ökonomische Freiheit von materieller Überlebensnot; die existenzielle Freiheit, nicht um sein Leben fürchten zu müssen. Dies ist keineswegs selbstverständlich, wie uns Geschichte und Gegenwart lehren.

Mein Dank gilt dem vorherigen Herausgeber, Dirk Baecker, und der Redaktion, Sylke Nissen und Karin Lange, für die perfekte Übergabe der Zeitschrift SOZIOLOGIE. Ich freue mich, diese im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie künftig herauszugeben.

Mit herzlichen Grüßen,
Angelika Pofertl

Migrationsforschung und Öffentlichkeit

Wissenschaftliche Entwicklung und Mechanismen öffentlicher (Un-)Sichtbarkeit

Annette Treibel

Vorbemerkung

Seit nunmehr vierzig Jahren bin ich Ausländer-, Migrations- und Integrationsforscherin. Wesentliche Impulse für dieses Interesse waren zunächst biografische und politische Kontexte aufgrund der eigenen studentischen Binnenmigration von Süddeutschland an die Ruhr-Universität Bochum im Winter-Semester 1978/79¹ sowie die Einblicke in die Anfänge der Ausländer- und Gastarbeiterforschung bei Hermann Korte, einem ihrer Hauptakteure in dessen Lehrveranstaltungen und Forschungsprojekten (Korte, Schmidt 1983). Bei der Arbeit an meiner Dissertation »Engagement und Distanzierung in der westdeutschen Ausländerforschung. Eine Untersuchung ihrer soziologischen Beiträge« (Treibel 1988) war der Fall der Mauer unvorstellbar, von Migration war noch wenig die Rede. Ein Überblicks- oder Einführungswerk für den deutschsprachigen Raum, das ich als Doktorandin gerne benutzt hätte, existierte nicht. Dieses Lehrbuch habe ich dann selbst geschrieben. Die erste Auflage von »Migration in modernen Gesellschaften« erschien 1990 in der Reihe *Grundlagentexte der Soziologie* im Juventa Verlag (Treibel 2011). Migration war seit Ende der 1970er Jahre mein zentrales Thema. Bis in die 1990er Jahre hinein musste ich vielfach noch erklären, was Migration überhaupt bedeutet und was mich daran interessiert. Das ist heute

1 Zum persönlichen, politischen und universitären Kontext des Zugangs zum Thema vgl. die Aufzeichnung meines Vortrags für den Flüchtlingsrat Baden-Württemberg, den ich mit biografischen Erläuterungen begonnen habe (Treibel 2021).

anders – Migrationsforscherin zu sein, braucht nicht mehr näher erläutert zu werden. Migrationsforschung hat sich etabliert und weit ausdifferenziert. Sie ist ein kaum noch überschaubares, transdisziplinäres Gebiet geworden. Für die Soziologie gilt, dass angesichts des Umfangs von Ein-, Aus- und Pendelwanderung, ihrer sozialen Ursachen und Folgen Migration in die Forschung zu sozialer Ungleichheit, Sozialstruktur, Zeitdiagnostik aber auch in alle speziellen Soziologien ihrerseits »eingewandert« ist. Angesichts dieses Etablierungs- und Institutionalisierungsprozesses ist es umso erstaunlicher, wie wenig präsent die Vielzahl von Migrationsforschenden in einer breiteren Öffentlichkeit ist.

Auslöser für diesen Beitrag ist folgende Irritation: Migration ist ein Megathema und zugleich in der Breite und Tiefe seiner wissenschaftlichen Bearbeitung in der Öffentlichkeit kaum sichtbar. Medial treten so wenige Personen als Expert*innen für das Thema in Erscheinung, dass man denken könnte, wissenschaftlich würde Migration kaum bearbeitet. Das Gegenteil ist der Fall: Akademisch hat sich die Migrationsforschung seit den 1990er Jahren in verschiedenen Einzeldisziplinen und als transdisziplinäres Unternehmen etabliert und ausdifferenziert. Der Beitrag versteht sich als *Spurensuche*, bietet Erklärungen für das skizzierte Missverhältnis an, lädt zur (selbst-)kritischen Diskussion ein und entwickelt Perspektiven für eine öffentliche Soziologie der Migration. Bezüglich der Migrationsforschung ist der Fokus vor allem auf die Migrationssoziologie gerichtet.²

Entwicklung der (west-)deutschen Migrationsforschung³

Dieser Abschnitt fungiert als Überblick. Die Ausführungen skizzieren die aus meiner Sicht wesentlichen Entwicklungen und Veränderungen der deutschen Migrationsforschung, ohne enzyklopädischen Anspruch, jedoch im Bemühen, für eine weitergehende Beschäftigung auf zentrale Publikationen hinzuweisen. Eine Verzahnung der Wissenschaftsentwicklung mit den

2 Dank an dieser Stelle an Dirk Baecker für unser Gespräch anlässlich der Konzilssitzung der DGS im Herbst 2024 und sein Interesse, als ich ihm von der Bearbeitung meines seit Ende der 1970er Jahre angelegten Archivs und vom wiederholten Déjà-vu berichtete, was das Verhältnis von Migrationsforschung, Politik und Öffentlichkeit angeht. Dieses Gespräch gab einen weiteren Anstoß für den Beitrag.

3 Der Text konzentriert sich in der Darstellung des Zeitraums von den 1950er bis zu den 1990er Jahren auf die Entwicklung in der alten Bundesrepublik; für die Vertragsarbeiter*innen in der DDR siehe die Hinweise bei Karin Weiss (2017).

(gesellschafts-)politischen, migrationsrelevanten Zäsuren⁴ wäre lohnend, kann aber hier nicht geleistet werden.⁵

Die Anfänge: Ausländerforschung und Integrationsforschung

Die Migrationsforschung in der alten Bundesrepublik ist als *Ausländerforschung* gestartet.⁶ Ihr Interesse bestand darin, die Lebens- und Arbeitssituation der ausländischen Beschäftigten und ihrer Familien sowie die Bedingungen der Beschulung zu ergründen. Damit war sie auf einer Linie mit Wirtschaft und Politik, für die die Organisation der Ausländerbeschäftigung und die Lösung des »Ausländerproblems« von großem Interesse war. Förderung erfolgte aufgrund von *Anträgen aus der Wissenschaft*, die hier aktuellen und grundlegenden Forschungsbedarf sah und damit Erfolg hatte. Beispielsweise waren das Bundesforschungsministerium, die DFG, die Stiftung Volkswagenwerk hier intensiv tätig. Hinzu kam unmittelbar anwendungsorientierte Forschung, auch mit Blick auf die Situation in einzelnen Kommunen, wie etwa die Studie im Auftrag des Magistrats der Stadt Frankfurt am Main (Borris 1973).

Anfang der 1970er Jahre setzte eine Institutionalisierung der *Ausländerforschung* durch verschiedene Großprojekte ein, etwa den von der Stiftung Volkswagenwerk (heute: VolkswagenStiftung) finanzierten Forschungsverbund »Probleme der Ausländerbeschäftigung« (Korte, Schmidt 1983), der im Zeitraum 1974 bis 1981 mit insgesamt rund 15 Millionen DM gefördert wurde. Etliche der Pionier*innen der Anfangszeit, die über viele Jahrzehnte tätig sein würden, waren in dieser Phase bereits aktiv. Für die Soziologie sind hier insbesondere Hartmut Esser, Friedrich Heckmann, Hermann Korte und Ursula Mehrländer zu nennen. Theoretisch orientierte Beiträge legte in dieser Frühzeit der Züricher Soziologe Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny

4 Anwerbeverträge, Anwerbestopp, »Asylkompromiss«, friedliche Revolution und Wiedervereinigung, Brandanschläge der 1990er Jahre, islamistischer Terrorismus, Rechtsterrorismus und rassistische Gewalt, Migrations- und Asylpolitik in Deutschland und Europa, flüchtlingspolitische Krise 2015 ff., Willkommenskultur, Aufstieg der AfD vs. Normalität von Migration, terroristische Anschläge, Fachkräftemangel und vieles andere mehr.

5 Vgl. für den Zeitraum bis ca. 2016 die Überblicksartikel in Meier-Braun und Weber (2017) und kontinuierlich die Berichterstattung und Analysen des Sachverständigenrats für Integration und Migration.

6 An dieser Stelle können die früheren Migrationsbewegungen und deren Begrifflichkeit, etwa bezüglich Flucht und Vertreibung nach 1945, nicht dargestellt werden; vgl. hierzu den Überblick bei Leá Renard (2024).

vor, beginnend mit seiner Monografie »Migration – ein Beitrag zu einer soziologischen Erklärung« (Hoffmann-Nowotny 1970).

1980er Jahre: Institutionalisierung als Migrationsforschung, Gründung der DGS-Sektion, Selbstreflexion

Für die sich konstituierende westdeutsche Migrationssoziologie sind als Meilensteine zwei Habilitationsschriften zu nennen: die 1980 erschienenen »Aspekte der Wanderungssoziologie« von Hartmut Esser sowie die 1981 publizierte Monografie »Die Bundesrepublik: Ein Einwanderungsland?« von Friedrich Heckmann. Heckmann, Esser und weitere Soziolog*innen waren an den in dieser Phase beginnenden Aktivitäten innerhalb der DGS beteiligt. 1982 gab es auf dem Bamberger Soziologentag eine Ad-hoc-Gruppe »Ethnische Minoritäten« (vgl. Heckmann, Winter 1983; Treibel 1988: 293 ff.), 1984 auf dem Dortmunder Soziologentag wiederum eine Ad-hoc-Gruppe, diesmal unter dem Titel »Arbeitsmigranten: Konfliktpotenziale im Verhältnis zwischen Eingessenen und Arbeitsmigranten« (vgl. Franz 1985; Treibel 1988: 317 ff.); es wurde ein Arbeitskreis »Migration und ethnische Minoritäten« gegründet. 1985 erfolgte unter dem Namen »Migration und ethnische Minderheiten« die Sektionsgründung. Die Sektion hat mittlerweile 238 Mitglieder (Juni 2024).

Parallel zur begonnenen Institutionalisierung fanden grundlegende Klärungsprozesse zum Selbstverständnis von Migrationsforscher*innen, zur Kritik an Theoriebildung und Begrifflichkeit statt. Mitte der 1980er Jahre kamen die bis dahin gültigen Paradigmen auf den Prüfstand (vgl. Treibel 1988: 6 f.). Unterschiedliche Institutionen – vom Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA) über das Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (ISS) bis zum Deutschen Jugendinstitut (DJI) – hielten vielbeachtete Veranstaltungen ab. In dieser Zeit wurde methodologisch, inhaltlich und politisch Zwischenbilanz gezogen, auch Selbstkritik geübt.⁷ Ein wichtiges Interesse bestand darin, sich von den öffentlichen Wahrnehmungen und Diskursen zu distanzieren und doch auch Einfluss auf die politischen Dynamiken zu nehmen. Migration sollte als komplexer sozialer Prozess verstanden und die internationale Vernetzung vorangetrieben werden.

⁷ Besonders intensiv wurden diese Debatten in der Ausländerpädagogik geführt, wie die Stellungnahme von Auernheimer (1995) zeigt.

Parallelbewegung in den 1980er Jahren: Migrationsabwehr von rechts

Häufig übersehen und kaum thematisiert wird, dass bereits damals ein Paralleldiskurs einsetzte, nämlich die Positionierung von Wissenschaftler*innen gegen Ausländerbeschäftigung, Zu- und Einwanderung, die ich als »Diskurslinie »Desintegration der Gesellschaft durch Migration«« bezeichne (ausführlich in Treibel 2020a). Dieser Diskurs hat in den letzten Jahrzehnten mit der Intervention von Thilo Sarrazin (2010), der Neuen Rechten, der Identitären und der AfD eine große Reichweite erhalten. Am 17. Juni 1981 veröffentlichte eine Gruppe von westdeutschen Professoren aus unterschiedlichen Sozialwissenschaften das sogenannte »Heidelberger Manifest«, in dem die »Unterwanderung des deutschen Volkes durch den Zuzug von Millionen von Ausländern« beklagt und migrationsbeendende Maßnahmen gefordert wurden (Heidelberger Manifest 1981). Der Gesetzgeber trug diesem gesellschaftlichen Klima etwa durch das *Rückkehrförderungsgesetz* von 1984 Rechnung.⁸

1990er Jahre: Politisierung der Forschung, Adressierungen der Öffentlichkeit, Ausdifferenzierung und Kanonisierung

Mit der friedlichen Revolution in der DDR, dem Fall der Mauer und der Wiedervereinigung gingen neue innerdeutsche, europäische und globale Migrationsbewegungen und sozio-politische Prozesse einher. Die rassistischen Übergriffe und Terrorakte von rechts sowie die andauernde Verweigerung der politischen Akteur*innen gegenüber einer Integrations- und Einwanderungspolitik setzten eine zunehmende Politisierung der Migrationsforscher*innen in Gang. Mit dem »Manifest der 60« wird deutlich, wie umfassend und ausdifferenziert die Forschungslandschaft geworden ist und worauf sich die Kritik bezieht:

»Die Autoren des Manifests und der erläuternden Beiträge vertreten unterschiedliche Forschungsrichtungen, Sichtweisen und Meinungspositionen. Gemeinsam ist uns die Einsicht in die Notwendigkeit einer aktiven Gestaltung der anstehenden Probleme. Voraussetzung dazu ist eine offene Diskussion. Man kann sich dabei auf Gestaltungslinien einigen, auch wenn man in Sachfragen verschiedener Meinung ist.

⁸ Für einen Überblick zur Entwicklung von Rassismus und Migrationsfeindlichkeit in Deutschland siehe den Beitrag von Rippl und Seipel (2024).

Das Manifest soll diese Diskussion erweitern und dazu beitragen, das *politische Versteckspiel mit der Wirklichkeit* in den Problembereichen von Migration, Integration und Minderheiten zu beenden« (Bade 1994: 10; meine Hervorhebung).

Für eine politische und mediale Öffentlichkeit, die das Wort Einwanderung tabuisierte, war die Titelgebung des Manifests, »Deutschland und die Einwanderung«, bereits eine Provokation.

Inhaltlich haben sich in den 1990er Jahren die Paradigmen der Migrationsforschung weiter ausdifferenziert und internationalisiert. Nach und nach erfolgte eine Kanonisierung und Etablierung des Forschungsfeldes, die sich auch in Form von Lehrbüchern niederschlug.⁹ Migrationsforschung fand zusehends Eingang in eine außerwissenschaftliche Öffentlichkeit, beispielsweise durch die Publikationen der Bundeszentrale für politische Bildung (BpB), die mit Blick auf Multiplikator*innen in der pädagogischen und schulischen Praxis verschiedene Forschungsbefunde zeitnah und aktuell aufbereitete. Seither werden neuere Befunde zu Migration in ihrer theoretischen, politischen und sozialen Dimension national und international in Dossiers und in *Aus Politik und Zeitgeschichte* mehrfach jährlich veröffentlicht. Eine wichtige Scharnierfunktion übernimmt auch das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF), vor allem durch seine Forschungsabteilung, die seit 20 Jahren als Forschungszentrum institutionalisiert ist.

2000er Jahre: Kritik der Integrationsforschung; Gesellschaftskritik; Transmigration; Islam und antimuslimischer Rassismus; Methodendebatten

Seit diesem Zeitraum ging es vielen wissenschaftlichen Akteur*innen zunehmend darum, Migrationsforschung nicht (mehr) als Forschung über Migrant*innen zu betreiben, sondern über die Inklusions- und Exklusionsmechanismen zu einer kritischen Analyse der Gesellschaft insgesamt zu kommen. Der Integrationsbegriff wurde von manchen als wissenschaftlich unbrauchbar erklärt, da er längst politisch vereinnahmt sei.¹⁰ Dem standen

9 35 Jahre später sind die Handbücher, Überblicksdarstellungen, einführenden Sammelbände und Lehrbücher zur Migrationsforschung kaum noch zu überblicken. Neuere Publikationen, die sich insbesondere an Studierende richten, haben Müller (2024) und Liakova (2025) vorgelegt.

10 Für einen Überblick zur Debatte vgl. mehrere Beiträge in Pickel et al. (2020) sowie Röder, Zifonun (2024).

Analysen gegenüber, die auf empirisch-quantitativer Grundlage die Instrumentarien und Befunde zu Integrationsprozessen, etwa im Bildungsbereich, weiterentwickelten (s. etwa Kalter 2008). Vielfach wurden jedoch die bisherigen klassischen Ansätze durch kritische und reflexive Perspektiven auf Migration und ihre Erforschung in Frage gestellt (Nieswand, Drotbohm 2014). In Folge der Anschläge vom 11. September 2001 und des bis heute andauernden islamistischen Terrorismus wird die Kategorie »der Muslime« in den öffentlichen Debatten über Migration nach vorne geschoben; islamistischer Fundamentalismus und antimuslimischer Rassismus werden gleichermaßen Gegenstand der Forschung.

2010 ff.: Migrationsforschung als transdisziplinäres Unternehmen;
Intersektionalität und (Super-)Diversität; Postmigrantische Gesellschaft

Migrationsforschung ist heute transdisziplinär. Soziologie, Human- und Sozialgeografie, Erziehungswissenschaft, Geschichts-, Politik-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaft und weitere Sozialwissenschaften sind in der Analyse von Migration, ihren Ursachen und Folgen tätig. Es ist Usus, wechselseitige Anleihen zu machen, um ein konkretes Phänomen zu analysieren.¹¹

Ihren institutionellen Niederschlag findet die Transdisziplinarität vor allem im Rat für Migration, der sich seit 2010 bewusst für jüngere, »nicht-professorale« Mitglieder aus ganz unterschiedlichen Fächern öffnet und derzeit 220 Mitglieder hat. Auch die DGS-Sektion mit ihren 238 Mitgliedern ist heute viel heterogener als zu Gründungszeiten (vgl. DGS-Sektion Migration und ethnische Minderheiten 2025).

Als einflussreicher Ansatz gilt in dieser Phase das Konzept der Postmigration, das sich mit Anerkennungskonflikten und den Herausforderungen in

11 Vgl. als ein Beispiel für viele Kira Kosnick in ihrem Überblick zur Thematik Migration und (Neue) Medien, den sie damit eröffnet, dass der Blick über die »disziplinären Grenzen der Soziologie hinaus gerichtet werden« muss (Kosnick 2024: 374); zu Migration und Medien vgl. auch Liakova (2025: 135 ff.). Zwischen Geografie und Soziologie sind die Verflechtungen in der Migrationsforschung so eng, dass man kaum noch von Anleihen, sondern von selbstverständlicher Zusammengehörigkeit sprechen muss (vgl. Hillmann 2016; Müller 2024). Die Bedeutung von Transdisziplinarität manifestiert sich in den letzten Jahren besonders eindrücklich in der Flucht- und Flüchtlingsforschung (vgl. Scharrer et al. 2023). Wer, wie Helen Baykara-Krumme (2024), seit Jahrzehnten die Thematik Migration und Familie vertritt, ist selbstverständlich nicht nur in der Migrationsforschung, sondern auch in den Debatten der Familiensoziologie unterwegs.

Folge von Migrationsprozessen auseinandersetzt und für eine gesellschaftstheoretische Gesamtperspektive steht (Foroutan, Karakayali, Spielhaus 2018; kritisch vgl. Söylemez 2024). Überdies wird die Migrationsthematik, zusammen mit den Gender Studies, ganz selbstverständlich im Rahmen von Diversität verhandelt und weitergeführt (Lenz, Jungwirth, Bauschke-Urban 2019; Funder, Gruhlich, Hossain 2023). Analysen zu globaler sozialer Ungleichheit (Weiß, Nussbaum Bitran 2024) oder Care und Gender (Lutz 2018) sind ohne Migration nicht denkbar. Forscher wie Steven Vertovec (2024) weisen darauf hin, dass in Großstädten und Metropolen Super-Diversität heute allgegenwärtig ist und Mehrheit und Minderheit(en) kaum noch definiert werden können (s. auch Nieswand 2024). In anderen Fällen haben sich Bevölkerungen in Stadtteilen neu gruppiert, wie Johannes Ebner (2024) mit seiner Studie zu Bonn-Bad Godesberg eindrücklich zeigt. In dieser Phase nehmen Wissenschaftler*innen auch verstärkt zu aktuellen Konflikten Stellung, indem sie sich beispielsweise in Folge der sogenannten Kölner Silvesternacht von 2015/2016 mit den Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus auseinandersetzen (s. zum Beispiel Hark, Villa 2017).

2025: Aktuelle Tendenzen

Schaut man auf die gegenwärtige Entwicklung, so sind das Spektrum der Ansätze, die Bündelung von Aktivitäten und Kooperationen sowie insgesamt der Grad der Institutionalisierung beeindruckend (Müller 2024: 122 f.). In einer Langfristperspektive fällt auf, dass große Einrichtungen wie das 2015 gegründete Deutsche Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM) mit seinen zahlreichen Instituten methodologisch komplementär arbeiten und für (Nachwuchs-)Wissenschaftler*innen Möglichkeiten bieten, die man sich vor 50 Jahren nicht hätte träumen lassen. Die Bezeichnungen der großen Forschungseinrichtungen und Beratungsgremien stehen in auffallendem Kontrast zur Paradigmen-Landschaft in der Migrationsforschung. Das Label »Integration und Migration« hat offensichtlich nach wie vor eine integrative Kraft, auch wenn sich viele Forscher*innen nicht der Integrationsforschung, sondern der Transnationalismusforschung (Faist, Brandhorst 2024), den Postcolonial Studies (Castro Varela, Dhawan 2020), der Rassismus- und Diskriminierungskritik (Scherr, Reinhardt, El-Mafaalani 2023), den Gender Studies (Amelina,

Trzeciak 2024) oder der Grenzregimeforschung (Adam, Hess 2024) zuzuordnen.¹² Offenkundig hat der Integrationsbegriff mit Blick auf Öffentlichkeit und Politik einen Wiedererkennungseffekt und Signalwirkung.¹³ So trägt die ursprünglich vom Rat für Migration eingesetzte Anlauf- und Transferstelle für die Zusammenarbeit mit Journalist*innen und das Informationsportal für die Praxis den Titel »Mediendienst Integration«.

Einen übergreifenden Ansatz verfolgt der im Herbst 2023 bewilligte DFG-Sonderforschungsbereich »Produktion von Migration«, der am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien der Universität Osnabrück angesiedelt ist. Nach eigenen Angaben versteht der SFB 1604 seine Migrationsforschung als »theoriegeleitet, postdisziplinär und reflexiv«; er »erforscht, wie zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Kontexten Migration praktiziert, bearbeitet und mit Bedeutung versehen wird« (SFB 1604; s. auch Pott 2024). An dieser Formulierung fällt die Bezeichnung »postdisziplinär« auf. Die Phase der inter- und transdisziplinären Migrationsforschung scheint überwunden, gleichzeitig laufen meines Erachtens die Selbstvergewisserung und die Wissenssicherung von Migrationssoziologie, Migrationspädagogik oder historischer Migrationsforschung weiter. Desgleichen stellen viele Studien zu Migrationsprozessen weiterhin interessante Anwendungen und Transfers soziologischer Theorien dar, wie sie bereits in den 1980er Jahren vorgelegt wurden.¹⁴ Die Verknüpfung mit Fragen von Status und gesellschaftlicher Repräsentation fördert interessante Parallelen zwischen Eingewanderten und Ostdeutschen zu Tage (Kollmorgen, Vogel, Zajak 2024).

Alle Spielarten der Migrationsforschung¹⁵ sind, wie andere Sozialwissenschaften auch, eng mit wissenschaftsexternen Faktoren verknüpft. Wissenschaft reagiert auf gesellschaftliche und politische Veränderungen, wird von politischen Akteur*innen angefragt, sucht selbst deren Unterstützung und

12 Notgedrungen nehme ich bei den hier aufgeführten Publikationen eine Auswahl vor und konzentriere mich dabei auf Überblicksdarstellungen; für weitere Recherchen empfehle ich in den genannten Titeln die jeweiligen Bibliografien.

13 Auch in der Forschung haben Integrationsansätze keineswegs ausgedient; vgl. unter anderem Heckmann (2015), Treibel (2015, 2020b), El-Mafaalani (2020), Pickel et al. (2020) oder Spieker, Hofmann (2020).

14 Für eine frühe Analyse in Anlehnung an die Figurationstheorie von Norbert Elias, die für meine eigene Perspektive auf Etablierten-Außenseiter-Prozesse ebenfalls bedeutsam wurde, vgl. Hermann Korte (1984). Als Theoriebezüge in der Migrationsforschung sind neben Elias vor allem Bourdieu und Foucault zu nennen.

15 Ausländer-, Integrations- oder Migrationsforschung, Zeitdiagnosen zur Migrationsgesellschaft, Rassismus- und Diskriminierungsforschung, Analysen zu Diversität und Superdiversität und vieles mehr.

versucht, Einfluss zu nehmen. Deshalb möchte ich an dieser Stelle zwei wichtige Institutionen vorstellen.¹⁶

Institutionen der Politikkritik und Politikberatung

1998 wurde der Rat für Migration (RfM) auf Initiative des Historikers Klaus J. Bade und weiterer führender Forscher*innen der damaligen Zeit gegründet. Im Herbst 2023 beging er sein 25jähriges Jubiläum mit einer großen Tagung zur eigenen Geschichte, zentralen Debatten in der Migrationsforschung und kritischen Analysen zur aktuellen Politik. In Abgrenzung etwa zum Sachverständigenrat für Integration und Migration versteht sich der RfM als wissenschaftlich fundiertes und zugleich engagiertes Korrektiv zur Migrations- und Integrationspolitik (Rat für Migration 2023).

2008 wurde der Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (SVR) von einem Konsortium privater Stiftungen auf Initiative der Stiftung Mercator und der VolkswagenStiftung gegründet. 2020 wird er durch die Bundesregierung als Sachverständigenrat für Integration und Migration eingerichtet und seit Januar 2021 vollständig über das Bundesinnenministerium finanziert. Der SVR setzt sich aus neun Migrationsforscher*innen zusammen, die unterschiedliche Disziplinen vertreten und deren Amtszeit drei Jahre beträgt (SVR 2025).

Aus der Darstellung der Entwicklung während der letzten Jahrzehnte ziehe ich folgendes Fazit: Die Migrationsforschung ist in quantitativer und in qualitativer Hinsicht eine Erfolgsgeschichte. Hunderte von Personen sind allein in Deutschland, Abertausende weltweit in diesem Forschungsfeld tätig. Indikatoren des Erfolgs sind die Publikationen, Fachjournale, die Vernetzung in Fachgesellschaften, die Gründung von Instituten und Forschungsverbünden und die Durchführung von Kongressen. Es ist schon längst ein vergebliches Unterfangen, alle Stimmen wahrnehmen und alle einschlägigen Veranstaltungen besuchen zu wollen. Als Wissenschaftlerin, die sich seit über 40 Jahren mit der Thematik beschäftigt, bin ich zwischen Begeisterung und Resignation angesichts der Expansion des Feldes hin- und hergerissen. Das Angebot an interessanter und aktueller Forschung und an Personen, die diese vertreten, ist zweifelsohne riesig. Was davon und wer ist öffentlich sichtbar?

16 An dieser Stelle ist nicht der Raum, auf weitere bedeutsame Zusammenschlüsse wie zum Beispiel »Flucht- und Flüchtlingsforschung: Vernetzung und Transfer« oder das »Netzwerk Kritische Migrations- und Grenzregimeforschung« einzugehen.

Migrationsforschung in der Öffentlichkeit: Sichtbar oder unsichtbar?

Formate öffentlicher Sichtbarkeit

Was verstehe ich unter »öffentlicher Sichtbarkeit? Ich denke dabei an Auftritte von Kolleg*innen in Talkshows oder in Interviewformaten, an Mitwirkung als Hosts oder Gäste in Podcasts, an Vorträge in außerwissenschaftlichen Kontexten oder Debattenbeiträge in überregionalen Zeitungen. Des Weiteren kommen Migrationsforscher*innen in Einzel-Interviews in Rundfunk oder Zeitungen oder mit ihrer Expertise in sogenannten gebauten Beiträgen zu Wort. Bei dieser weit verbreiteten Form kontaktieren Journalist*innen mehrere Personen zu einer Thematik und bauen O-Töne der interviewten Wissenschaftler*innen und Zusammenfassungen ihrer Statements in ihren Artikel ein.¹⁷

Anlässe der Berichterstattung

Forscher*innen werden aus bestimmten aktuellen Anlässen, die mit Migrant*innen beziehungsweise Migrationsprozessen in Zusammenhang gesehen werden, kontaktiert: Hierzu zählen insbesondere dramatische Ereignisse wie rassistische oder islamistische Anschläge, Verabschiedung von Gesetzen wie das zum Chancen-Aufenthaltsrecht oder zeitgeschichtliche Zäsuren wie Jubiläen der Gastarbeiteranwerbeabkommen.¹⁸

Neben diesen wissenschafts*externen* Anlässen reagieren Medienvertreter*innen auch auf wissenschafts*interne* Ereignisse wie aktuelle Daten und neue Forschungsergebnisse, die ihnen durch Institutionen wie den »Informationsdienst Wissenschaft«, den »Mediendienst Integration« oder das »Science Media Center« (SCR) übermittelt werden. Synergie-Effekte von wissenschafts*externen* und -*internen* Anlässen sind dann gegeben, wenn aktuelle Ereignisse und neue Forschungsbefunde oder Publikationen genau zusammenpassen. Dies war anlässlich der auffälligen Zustimmungswerte zur AfD von Personen mit

17 Mit diesem Verfahren sind sicherlich viele Kolleg*innen unter den Leser*innen vertraut: Man spricht bis zu einer Stunde – wenn es gut läuft, durchaus anregend und angeregt – mit einer Journalistin oder einem Journalisten und findet sich nachher mit lediglich einem Zitat oder mit einem Argument in dem Artikel wieder.

18 Bei Terrorakten von Menschen mit Migrationsgeschichte werden häufig auch Migrationsforscher*innen angefragt, die nicht immer damit durchdringen, dass sie keine Terrorismusexpert*innen sind.

Migrationsgeschichte bei der Bundestagswahl 2025 der Fall. So war Özgür Öz-vatan vom Berliner Institut für Integrations- und Migrationsforschung (BIM), der hierzu eine aktuelle Studie veröffentlicht hat (Özvatan 2025), vor und nach der Wahl ein gefragter Interviewpartner. Dieses Beispiel legt folgende Unterscheidung nahe: Migrationsforscher*innen werden öffentlich entweder als Mannschaftsspieler*innen oder als Einzelspieler*innen sichtbar.

*Mannschaftsspieler*innen oder Einzelspieler*innen*

Unter Mannschaftsspieler*innen verstehe ich diejenigen Forscher*innen, die öffentlich weniger als Einzelpersonen in Erscheinung treten, sondern primär eine Forschungseinrichtung repräsentieren, zu deren Kerngeschäft und Selbstverständnis öffentliche Auftritte ihrer Mitglieder gehören. Die Mitglieder und insbesondere die aktuellen Vorsitzenden des Sachverständigenrats für Integration und Migration sind »qua Amt« für öffentliche Stellungnahmen zuständig. Der Weg in die Öffentlichkeit ist durch Presseabteilungen geebnet und eingeübt. Die Infrastruktur großer Forschungseinrichtungen oder Kommissionen ermöglicht eine entsprechende Unterstützung. Redaktionen können hier auf Kontaktvermittlung und routinierte Abläufe setzen. Die öffentliche Präsentation von Forschung und Empfehlungen ist eine zentrale Aufgabe dieser Institutionen. Einzelspieler*innen sind aus meiner Sicht diejenigen Forschenden, die mit einem neuen Ansatz, einer neuen Publikation oder einer besonderen These an die Öffentlichkeit gehen. Möglicherweise waren diese Kolleg*innen zuvor Mannschaftsspieler*innen und sind nach Ende ihrer amtlichen Funktion frei, mit einem Einzelstatement an die Öffentlichkeit zu gehen.¹⁹ Oder sie waren zunächst als Einzelspieler*innen unterwegs und wurden aufgrund ihres spezifischen Profils in einen Beirat oder ein Gremium berufen. Als besondere Gruppe der Einzelspieler*innen sehe ich diejenigen, die *Migrationsexpertise als Geschäftsmodell ad personam betreiben*. Genau sie sind es, die öffentlich als Migrationsforscher*innen wahrgenommen werden.

19 Ein interessantes aktuelles Beispiel sind für mich der Soziologe Ludger Pries und der Jurist Daniel Thym, die beide Mitglied des SVR waren und nahezu zeitgleich mit migrationspolitisch gegenläufigen Interventionen zur Frage der (Nicht-)Steuerbarkeit von Migration an die Öffentlichkeit gegangen sind: Ludger Pries mit »Migration – Warum man sie nicht steuern kann – aber verstehen und mitgestalten« (Pries 2025) und Daniel Thym mit »Migration steuern. Eine Anleitung für das Hier und Jetzt« (Thym 2025).

*Geschäftsmodell: Migrationsexpert*innen statt Migrationsforscher*innen*

Manche haben ihre Expertise zum Geschäftsmodell gemacht: Ihr Alltag ist es, Berater*in und Expert*in zu sein, sie sind medienaffin, fungieren quasi als Markenartikel, der zügig und verlässlich abrufbar ist. Redaktionen von Medienhäusern sind dankbar, auf solche Expert*innen zurückgreifen zu können; das kürzt das Verfahren deutlich ab. Dieses Modell läuft als reine Außenpolitik und ist von der Innenpolitik der Fachdisziplinen abgekoppelt. Insofern liegt es nahe, hier von *Migrationsexpertise*, aber nicht von Migrationsforschung zu sprechen. Diese Akteur*innen sprechen nicht als Mitglieder einer wissenschaftlichen Einrichtung oder als Vertreter*innen einer bestimmten Theorie oder Methode, sondern mit eigener Agenda.

Das Geschäftsmodell forschungsunabhängiger Einzelspieler*innen kommt den Abläufen im Journalismus entgegen. Bei einem aktuellen Ereignis, bei dem es schnell gehen muss, liegt es nahe, bekannte Kanäle anzuzapfen. Hier wird – unabhängig von der Migrationsthematik – ein Muster wirksam, das von Journalist*innen durchaus selbst als »Experten-Unwesen« (Teske 2025) kritisiert wird:

»Nicht immer sind die medial bekanntesten Experten die Koryphäen auf ihrem Gebiet, gelegentlich werden sie von ihren Kollegen belächelt. Andere Experten, deren Fachwissen unbestritten ist, antworten Redakteuren erst nach Tagen auf eine Mail. Das ist verständlich, wenn man auf Fachkongressen ist, Forschung betreibt und Vorlesungen hält. Nur in die Medien schaffen es diese Experten selten. Ein Experte muss den Willen haben, im Medienzirkus auftreten zu wollen. Es gibt viele, vor allem Wissenschaftler, die dazu wenig Neigung verspüren. Bedauerlich für die Zuschauer, die dann mit der zweiten Reihe Vorlieb nehmen müssen. Denn die Alternative ist nicht, dass es kein Experteninterview gibt. Es wird so lange gesucht, bis sich doch noch einer findet.« (Teske 2025: 70f.)

So ist zu erklären, weshalb die »üblichen Verdächtigen« die Szenerie bestimmen. Sie sind sowieso im Fokus, die Redaktionen wissen, was sie bei diesen Personen bekommen, und es entlastet von zeitraubender Suche. Außerdem mindert es das Risiko: Neue Personen sind dem Publikum, aber vor allem den Redaktionen selbst nicht bekannt.

Mit Blick auf das Publikum können Redaktionen auch die Entscheidung treffen, Migrationsforscher*innen anzusprechen, die selbst eine Migrationsbiografie haben oder – ob zu Recht oder zu Unrecht – als Migrant*in adressiert werden können. Diese werden in zweifacher Hinsicht als glaubwürdig eingeschätzt: über die Fachkompetenz und mit ihrer Geschichte, die als in-

teressant angesehen wird. Für diese Kolleg*innen selbst kann sich das durchaus als ambivalent erweisen, wenn sie selbst ihre Fachlichkeit und weniger ihre Person in den Vordergrund stellen wollen. Welche Rolle persönliche Faktoren in der Öffentlichkeit generell spielen oder auch spielen sollten, werde ich abschließend diskutieren.

Insgesamt ist festzuhalten: Gemessen an der großen Zahl der Migrationsforscher*innen sind nur die wenigsten in der medialen Öffentlichkeit präsent. Das kann bedeuten, dass sie nicht gefragt wurden (s. oben) oder dass sie sich der Öffentlichkeit nicht aussetzen möchten.

Ursachen der öffentlichen Unsichtbarkeit

In Erinnerung an zahlreiche Gespräche mit Kolleg*innen über das Für und Wider öffentlichen Wirkens ist mir wichtig zu betonen, dass ich im Folgenden keine persönlichen Schuldzuweisungen vornehmen, sondern systematisch nach den Hintergründen und Mechanismen der geringen Sichtbarkeit von Migrationsforschung fragen will.

Funktionslogiken von Wissenschaft und Öffentlichkeit

Die beschriebenen Muster der Rekrutierung von Migrationsforscher*innen für die Öffentlichkeit unterscheiden sich erheblich von den Selektionsprinzipien der Wissenschaft. Medienschaffende wollen und müssen *Aufmerksamkeit* generieren, im Selbstverständnis von Wissenschaftler*innen geht es darum, *Wissen* zu generieren. In der Wissenschaft wird anerkannt, wer in großem Umfang Forschungsmittel eingeworben hat, in der Zukunft zu den führenden Kolleg*innen gehört, aktives Mitglied von Fachgesellschaften ist und für einen wichtigen beziehungsweise neuen Ansatz steht.

Wissenschaft erhöht definitionsgemäß Komplexität, Öffentlichkeit benötigt Reduktion von Komplexität. So ist erklärbar, weshalb so viele spannende Befunde nicht den Weg in die Öffentlichkeit finden. Die Wissenschaftler*innen selbst geben, wie eine neuere Studie illustriert, erfreulicherweise die Hoffnung nicht auf, dass ihre Ergebnisse den öffentlichen Diskurs erweitern oder korrigieren können – gerade dort, wo die gesellschaftliche Wirklichkeit den gängigen Narrativen und Zuschreibungen zuwiderläuft. So äußert der Soziologe und Genderforscher Matthias Schneider in seiner quali-

tativen Studie zu geflüchteten Männern aus Eritrea abschließend die Erwartung, dass seine Ergebnisse dazu beitragen mögen, »bisherige gesellschaftliche Diskurse über die Unverletzbarkeit geflüchteter Männer zu *verkomplizieren* und die Betrachtung von Verletzbarkeiten weiterzuentwickeln.« (Schneider 2025: 131; meine Hervorhebung)

Prioritäten und Sachzwänge

Die Muster der Wahrnehmung von Migrationsforschung und Migrationsforschenden sind stark selektiv. Was in der Öffentlichkeit landet, repräsentiert nicht die Breite des Faches. Diejenigen, die an außeruniversitären Forschungseinrichtungen tätig sind, und diejenigen, die eine Unterstützungsstruktur in ihren Institutionen nutzen können (PR-Abteilung, Medientraining, Interesse zum Beispiel der Hochschulleitung, Beratung und anderes), sind hinsichtlich einer Wirkung nach außen im Vorteil. Wer in der Qualifikationsphase Forschungsprojekte stemmen und sich um die Platzierung von Aufsätzen in den einschlägigen Fachzeitschriften kümmern muss, wer in einer späteren Phase Drittmittel generieren muss, von Lehre und Gremientätigkeit ganz zu schweigen, würde vielleicht auch noch öffentlich Stellung nehmen wollen, findet jedoch dazu absolut keine Zeit. Hier geht es um Wollen, aber nicht Können.

Entscheidung gegen Öffentlichkeit

Für eine große Mehrheit gilt: Sie intendiert den stärkeren Gang in die Öffentlichkeit gar nicht, in Zeiten des »Migrations-Bashings« umso mehr. Für diese Gruppe ist öffentliche Wissenschaft weder ein Geschäfts- noch überhaupt ein Rollenmodell. Sie sieht Öffentlichkeit nicht als Teil ihrer Aufgabenbeschreibung, was angesichts der strukturellen Gegebenheiten und mangelnder Ressourcen etwa aufgrund befristeter Verträge und Projekthopping auch kein Wunder ist. Die Entscheidung für reine Innenpolitik liegt umso näher, wenn es im Umfeld keine Unterstützung für Formen wissenschaftsexterner Kommunikation gibt.

Etliche haben Versuche unternommen und schlechte Erfahrungen mit Journalist*innen gemacht, andere sehen für ihre kritischen Analysen keinen Platz. Meiner Beobachtung und Erfahrung nach gilt dies insbesondere für diejenige Forschung, die Migrations- und Genderfragen verknüpft. Wer hier tätig ist, setzt sich dem Risiko eines doppelten Angriffs aus, da Migration

und Gender gleichermaßen als hoch emotionale Themen gelten (vgl. Treibel 2018). In Verbindung mit einer dezidiert feministischen und antirassistischen Positionierung erhöht sich das Risiko weiter.

So nachvollziehbar die beschriebenen Gründe auch sind: Das Meiden der Öffentlichkeit verstärkt die Macht der medialen und politischen Skandalisierung.

Mangelnde Sichtbarkeit der Allgegenwärtigkeit und Normalität von Migration

Angesichts der derzeitigen politischen Entwicklung, die Migration mit Kriminalität und Illegalität assoziiert und als Sicherheitsproblem rahmt, wird die Omnipräsenz und Normalität von Migration übersehen. Migrationsprozesse sind überall relevant: an gesellschaftlichen Orten wie Schulen, Behörden oder Krankenhäusern und an unterschiedlichen biografischen Stationen. Auch diejenigen, die keine Migrationsforscher*innen im engeren Sinne sind, tragen wichtige Befunde aus ihren Forschungsgebieten zum Thema Migration bei.²⁰

Migration als Megathema, aber ohne Verweis auf Migrationsforschung

Salopp gesagt: Nicht überall dort, wo Migration drin ist, steht Migration drauf. Seit Jahren ist Migration zwar selbstverständliches *Thema* in öffentlich stark rezipierten soziologischen Zeitdiagnosen, da Migration unbedingt zur Signatur von Gegenwartsgesellschaften gehört. Dies geschieht meist jedoch ohne konkrete Verweise auf die *Migrationsforschung* als solche. Stattdessen wird auf Alltagsbeobachtungen, Statements von Politiker*innen oder Mediendiskurse verwiesen.

Die Migrationsthematik ist also längst in allgemein soziologische Analysen eingewandert, ohne dass die Migrationsforschung selbst an öffentlicher Reputation zulegt. Vielmehr wird dadurch der Eindruck erweckt, dass zu Migration alle etwas sagen können. Dies kommt auch der Arbeitsweise von Journalist*innen entgegen, die sich weniger für das Klein-Klein des Alltagsgeschäfts, sondern für steile Thesen und große Würfe interessieren.

20 Als ein Beispiel unter sehr vielen sei auf die spannende ethnografische Feldforschung von Raphael Reichel zu deutschen Rentnern in Thailand hingewiesen: Unter dem Titel »Männerparadies« entwickelt er aus den Migrationsbiografien der Rentner die Typen »Süchtige, Rückkehrer, Kranke, Pendler und Sesshafte« (Reichel 2024: 64 ff.).

Unterschätzung des Publikums

Wer in öffentlichen Kontexten darauf hinweist, dass es »die« Migrationsforschung nicht gibt, man selbst einen bestimmten Ansatz vertritt und zu einem Begriff unterschiedliche Auffassungen bestehen, benötigt ein interessiertes Publikum – das es durchaus gibt. Bei meinen Vorträgen habe ich wiederholt die Erfahrung gemacht, dass etliche Zuhörer*innen sich über nachvollziehbar formulierte, einschlägige und aktuelle Fachlichkeit freuen. Wer bei Fortbildungen und Diskussionsveranstaltungen außerhalb von wissenschaftlichen Kongressen vor einem Fachpublikum aus Schule, Wohlfahrtsverbänden, Kommunalpolitik oder Integrationsmanagement über Migration referiert, kann auf hohe Kompetenz und den Wunsch nach qualifiziertem Austausch setzen. Mag sein, dass sich auch diejenigen einfinden, denen es nur um Erregung und Ventilierung von Migrationspanik geht. Diese sind jedoch meist nicht in der Mehrheit. Als Wissenschaftler*innen vergessen wir manchmal, wie viele unserer Zuhörer*innen über einschlägiges Wissen verfügen, häufig sogar »unsere Fächer« studiert haben und eine fachliche und aktuelle Auffrischung, für die ihnen meist die Zeit fehlt, nahezu genießen.

Schlussfolgerung: Migrationsforschung zwischen vermiedener und unterstützter öffentlicher Präsenz

Eine generelle Aussage darüber, als wie sichtbar oder unsichtbar *die* Migrationsforscher*innen in der Öffentlichkeit und insbesondere in den Medien gelten können, lässt sich nicht treffen. Jedenfalls handelt es sich nicht um eine repräsentative Schnittmenge der akademisch orientierten Migrationsforschung, die man als Fernseh- oder YouTube-Konsument*in zu sehen bekommt. Überrepräsentiert sind Personen, die über Jahre medial präsent oder offenkundig schon lange im Verteiler von Redaktionen sind. Dies können »selbsternannte« Migrationsexpert*innen sein, die in Fachgesellschaften und auf Fachkonferenzen auffallend unsichtbar sind. Ihr Medium ist dann tatsächlich die Öffentlichkeit und nicht die Wissenschaft. Sie sind darauf eingestellt, auf aktuelle Ereignisse unmittelbar zu reagieren, da dies ihr Geschäftsmodell ist.

Stark repräsentiert sind außerdem Personen, die große Forschungseinrichtungen vertreten und auf deren Ressourcen zurückgreifen können. Man kann davon ausgehen, dass diese auch Medienschulungen durchführen und ihre Kolleg*innen auf ihre öffentlichen Auftritte vorbereiten. Für die übrige

gen gilt, die zahlreichen offenen Fragen zu Migrationsprozessen zu bearbeiten und sich ermuntern zu lassen, wenn es um eine mögliche (neue) eigene Rolle in der Öffentlichkeit gehen sollte.

Migrationsforschung in der Öffentlichkeit: Rollensettings, offene Fragen der Migrationsgesellschaft und eine Ermutigung zum Abschluss

Rollendifferentiale für öffentliche Soziologie

Die Rollensettings für öffentliches Wirken von Soziolog*innen im Kontext gegenwärtiger »Polarisierungsbehauptungen« (Kumkar, Schimank 2025) sind vielfältig. Folgt man der von den Kollegen kürzlich vorgenommenen Unterscheidung von drei Typen, so können wir in gesellschaftlichen Debatten als »Verbündete, Schlichterin oder Abklärerin« (ebd.: 13 ff.) auftreten. Über die Zuordnung einzelner, namentlich genannter Soziolog*innen zu den drei Typen in dem Artikel ließe sich streiten. Zutreffend erscheint mir die Beobachtung, dass mit der jeweiligen Haltung auch starke Angriffsflächen geboten werden (Verbündete und Schlichterin), während zu viel soziologische Coolness, wie ich es nennen möchte, in der Figur der Abklärerin das Interesse der Medien wiederum erlahmen lassen kann.²¹

Konkret für die Migrationsforschung haben Thomas Faist, Tobias Gehring und Susanne Schultz den Rollenmix reflektiert. Nach ihrer Auffassung ist es schwierig, aber nicht unmöglich, »die Sphären der Politik, der Zivilgesellschaft und der Forschung, die alle drei nach unterschiedlichen Rationalitäten operieren«, zu verbinden. »Die Sozialwissenschaftler handeln dabei als Experten, aber teilweise auch als Advokaten, etwa für die Regierung bzw. die Geflüchteten oder gar als öffentliche Intellektuelle« (Faist, Gehring, Schultz 2021: 94). Die Autor:innen ermuntern dazu, hier tätig zu werden, auch wenn sie den Einfluss für »eher indirekt« (ebd.) halten.

21 Nüchtern konstatierte Gerhard Schulze in seinem Plädoyer für mehr öffentliches Agieren entsprechend: »Es herrscht eine Art versteckter Soziologieverweigerung. Die Öffentlichkeit will Exaktheit auch da, wo Unschärfe real ist« (2019: 353). Zu den Rollensettings und möglichen Hemmnissen für öffentlich agierende Soziolog*innen verbunden mit einem Plädoyer für unorthodoxes, »postdisziplinäres« Agieren vgl. Selke (2020).

Kosten und Nutzen

Damit ist ein wichtiger Punkt angesprochen. Wir können nicht wissen oder voraussehen, wie unser Kommentar, unsere Mitwirkung an der Politikberatung, unsere Intervention als Gruppe oder Einzelperson wirken, ob und wie wir einen Diskurs oder eine politische Entscheidung beeinflussen (können). Betrachten wir die Lebenszeit, die wir beispielsweise mit der Mitarbeit in einer Sachverständigenkommission aufbringen, so drängt sich schon die Frage auf, ob sich ein solches Engagement »lohnt«. Bei meiner Mitarbeit in der »Fachkommission der Bundesregierung zu den Rahmenbedingungen der Integrationsfähigkeit« (Fachkommission Integrationsfähigkeit 2021) habe ich in der Laufzeit der Kommission von 2019 bis 2021 Kosten und Nutzen immer wieder kritisch abgewogen, aufgrund der Pandemie-Bedingungen um so mehr. Wie bei der Gremienarbeit an der Hochschule erlaubt jedoch der professionelle Blick, den man als Soziolog*in eingeübt hat, eine Metaperspektive auf die Prozesse, in die man selbst eingebunden ist. Soziologisch ist es höchst aufschlussreich, die Dynamiken solcher Gremien analysieren zu können und die Reichweite des eigenen Beitrags nicht zu überschätzen, aber auch nicht zu unterschätzen. Eine spezifische Anstrengung stellt es dar, auf die ganze Breite der Forschung und ihre spannenden Befunde nicht im Detail eingehen zu können und zu Kompromissen kommen zu müssen, was Begrifflichkeit und politische Schlussfolgerungen angeht.

Überdies kommen gesellschaftliche und wissenschaftliche Entwicklungen ja nicht zum Stillstand. Man sieht sich ungeachtet des riesigen Spektrums, das die Migrationsforschung aufbieten kann, immer wieder mit neuen und offenen Fragen konfrontiert, auch im eigenen Umfeld. Das kann irritieren und inspirieren.

Offene Fragen aus Alltag und Wissenschaft

Als Migrationsforschende kommen wir nicht umhin, Familie, Freund*innen und Bekannte mit unseren Erkenntnissen und unserer Begrifflichkeit zu konfrontieren, man könnte auch sagen, zu nerven. Unser Umfeld will in Zeiten, in denen Migration ein großes Thema ist, wissen, was wir da machen; und wir selbst halten damit natürlich auch nicht hinter dem Berg. Im Jahr 2016, als die Resonanz auf mein Buch »Integriert Euch! Plädoyer für ein selbstbewusstes Einwanderungsland« (Treibel 2015) auch in Familie und Verwandtschaft für

erhebliches Interesse an meinen Thesen sorgte, ergab sich folgende, für mich sehr eindrückliche Situation. Ich war mit meinem inzwischen verstorbenen, damals 87jährigen Vater in einem Supermarkt unterwegs. Am Eingang warf er einen Blick auf die anderen Kund*innen, sagte: »Sind ja viele Ausl***, äh, Einwanderer hier« und warf mir einen Beifall heischenden Blick zu. Ich war erst einmal sprachlos, sagte nur »ja, genau« und war beeindruckt, dass eine zentrale Botschaft meines Buches angekommen war.

Die Frage, wie wir in der Einwanderungs- oder Migrationsgesellschaft mit- und übereinander sprechen wollen, wie sich die Selbst- und Fremdbezeichnungen entwickeln, nimmt immer wieder neu Fahrt auf. Die Migrationsforscherin Naika Foroutan berichtet von einer Gesprächssituation mit ihrem Sohn, in der sie den Ausländerbegriff, den auch sie zur Seite gelegt haben wollte, durch ihn selbstbewusst reaktiviert sieht:

»Mein großer Sohn sagt, wenn er mir was erklären will: »Wir Ausländer«. Als ich ihm irgendwann mal klarmachen wollte, dass er gar kein Ausländer ist – er hat nämlich nur einen deutschen Pass und ist hier geboren – meinte er zu mir: »Mama, du in deinem Büro in Berlin-Mitte kannst ja Person mit Migrationshintergrund zu mir sagen, für mich sind wir Ausländer und bleiben das auch! Und es klang weder gekränkt, noch klang es diskriminiert. Interessanterweise klang es stolz. Und kein bisschen spießig – aber das kann sich ja noch ändern« (Foroutan 2023: 256 f.).

Die soziale und politische Praxis ganz allgemein zwingt uns immer wieder dazu, unsere Prämissen und Ansätze zu reflektieren. So gab Ludger Pries kürzlich zu bedenken, dass sich angesichts von Pendel-, Rück-, Weiter- und zirkulären Wanderungen die Frage nach einer Integrationspolitik wieder neu stellt und uns »neue Lernkurven« (Pries 2025: 109) abverlangt:

»Nimmt man die Unterscheidung von Einwanderungsländern und Migrationsländern ernst, dann dürfen die lokalen und nationalen Aktivitäten in letzteren nicht einseitig auf Integration als Anpassung ausgerichtet sein, sondern müssen differenzierter als *Services für Migration, Ankommen, Teilhabe und Integration* verstanden werden« (ebd.: 110; Hervorhebung im Original).

Aufgrund dieser Anregung des Kollegen kann ich mir gut vorstellen, dass ich als »alte Integrationsforscherin« noch einmal neu über mein Lieblings-Paradigma nachdenke.

Wir und Ich verbinden

Während ich diesen Schlussabschnitt schreibe, tritt im Mai 2025 die neue deutsche Bundesregierung an. Mit Blick auf eine konstruktive, offene und kreative Migrationspolitik verheißt sie nichts Gutes. Als Wissenschaftlerin und Bürgerin, die sich noch lebhaft an ihre ›Aktivistinnen-Zeit‹ in den 1980er Jahren erinnert, habe ich seit vielen Jahren nicht nur Déjà-vu-Gefühle,²² sondern sehe mich genötigt, mich mit dem Antimigrations-Diskurs der Neuen Rechten auseinanderzusetzen, der eine gesellschaftliche Normalisierung durchläuft. Als Wissenschaftlerin habe ich vor 40 Jahren, wie andere auch, die Rede vom »Ausländerproblem« problematisiert (Gaitanides 1983; Treibel 1988). Die historische und aktuelle Normalität von Migration als sozialem Prozess war und bleibt eine Entdeckung und die Grundlage der Migrationsforschung. Dass einmal dieser soziale Prozess selbst zum Problem gemacht und mit Kriminalität und Bedrohung assoziiert würde, hätte ich nicht für möglich gehalten.²³

Mit meiner Sorge bin ich nicht alleine, wie an den Aktivitäten unterschiedlicher Wissenschaftler*innen-Formationen deutlich wird. Es zeichnet sich ab, dass es neue Resolutionen, Manifeste und Protestformate geben wird, auf die sich diese Gruppen verständigen. Im Sinne der Vergewisserung über die eigenen Prämissen und der Adressierung an Politik und Öffentlichkeit sind solche Formate wichtig. So hat sich der Rat für Migration mit einer Intervention zur Bundestagswahl zu Wort gemeldet (Rat für Migration 2025). Hier findet sich, ausgehandelt aus durchaus heterogenen Ansätzen und wissenschaftlichen Paradigmen, ein ›Wir‹. Die Resonanz auf diese Aktivitäten ist derzeit jedoch schwach, wie Helen Schwenken für den Rat für Migration und die Arbeit seiner Mitglieder konstatiert:

22 Die Ausländerpolitik der Regierung Kohl mit CSU-Innenminister Friedrich Zimmermann zwischen 1982 und 1989 kann in ihrer keinesfalls nur symbolpolitischen Wirkung kaum überschätzt werden. Dies gilt insbesondere für das »Gesetz zur Förderung der Rückkehrbereitschaft« von 1983, das ausschließlich an türkeistämmige Arbeitnehmer*innen adressiert war.

23 Außerdem gilt es zu realisieren, dass der Antimigrations-Diskurs nicht nur von politischen Akteur*innen, sondern auch von Wissenschaftler*innen vorangetrieben wird, die in der institutionalisierten Migrationsforschung keine Rolle spielen und mit ihrer Außenseiterposition Politik machen. Diese Autor*innen (zum Beispiel Kostner 2019) sind mit Streitschriften in der Aufmerksamkeitsökonomie relativ erfolgreich. In ihrer Empörung über ›Linke‹ docken sie an den Diskursen der Neuen Rechten und der AfD an und finden in unterschiedlichen öffentlichen Formaten ihr Publikum.

»Es gibt in der aktuellen Debatte gar keinen Bedarf an wissenschaftlicher Expertise, die Migrationsforschung ist gerade gar nicht gefragt – weder in der Politik noch in den Medien. Wir hatten sonst viel mehr Anfragen, wenn es um Gesetzesvorhaben und Maßnahmen ging. Aktuell geht es nur um Meinung – und darum, sich gegenseitig zu überbieten. Vor allem mit repressiven Maßnahmen, die als einfacher nachvollziehbar gelten – unabhängig davon, wie wirksam sie am Ende tatsächlich sind. Da stört Wissenschaft eben oft, weil sie Antworten verkompliziert.« (Schwenken 2025)

Möglicherweise ist eine Resolution, auch wenn Hunderte von Menschen sie unterschreiben, medial nur bedingt wirksam. Dafür sehe ich vor allem zwei Gründe. *Erstens* präferieren Journalist*innen Gesichter und Geschichten von Einzelnen, an die sie besser andocken können als an ein Kollektiv, das eine gewisse Anonymität erlaubt. *Zweitens* ist die vielfach zu hörende und zu lesende Rede, dass wir andere Narrative brauchen, zwar richtig. Aber es braucht auch Menschen, die ein solches Narrativ persönlich vertreten. Das »Wir« sollte um zahlreiche »Ichs« ergänzt und verstärkt werden.²⁴

Zum Abschluss möchte ich deshalb dafür werben, sich als Person mit wissenschaftlich begründeten Positionen zu Wort zu melden. Freunden wir uns mit den Personalpronomen »ich« und »wir« an, wie es etwa der niederländische Migrationsforscher Hein de Haas mit seinem breit rezipierten Buch »Migration. 22 populäre Mythen und was wirklich hinter ihnen steckt« praktiziert (de Haas 2023). Seine Abarbeitung an den »Mythen« mag nicht in jedem Detail alle Kolleg*innen überzeugen, aber sie ist eine Einladung an eine breitere Öffentlichkeit, sich näher mit der Migrationsforschung und ihren spannenden Befunden auseinanderzusetzen. Wahrgenommen wird Migrationsforschung vor allem dann, wenn sich der jeweilige Autor oder die Autorin damit positioniert, eine überraschende Botschaft hat, die gerade in die Zeit passt oder im Gegenteil sich vom Gängigen unterscheidet.

Bei Erscheinen von »Integriert Euch!« (Treibel 2015) nahmen viele Journalist*innen mit folgendem Satz den Kontakt auf: »Sie haben ja da dieses Buch geschrieben.« Das hat mich sehr irritiert; offensichtlich wurde ich erst mit diesem Positions-Buch als Autorin und auf diesem Weg als Migrationsforscherin wahrgenommen. Meine Annahme, dass ich durch die vielen Auflagen meines Lehrbuchs »Migration in modernen Gesellschaften« seit 1990 schon längst hätte bekannt sein müssen, hat sich als irrig herausgestellt.

24 Vgl. zum Für und Wider der Verwendung von Personalpronomen in der soziologischen Forschung, Lehre, Publizistik und Reflexion auch das anregende Symposium zum Thema »Autorschaft« von Paula-Irene Villa, Maren Lehmann, Manuela Boatcă und Dirk Baecker (Villa et al. 2024).

Meine jahrzehntelange Tätigkeit als Migrations- und Integrationsforscherin war außerhalb von Hochschule und Fachöffentlichkeiten nicht wahrgenommen worden.

Die Spurensuche zeigt, wie vielfältig die Migrationsforschung ist und wie wenig davon in der Öffentlichkeit gelandet ist. Nehmen wir Stellung, schreiben wir programmatische Monografien, gehen wir nach draußen und mischen wir uns ein. Seien wir in unterschiedlichen Kollektiven (fach-)politisch tätig, aber zeigen wir uns auch als Personen, die sowohl wissenschaftlich als auch persönlich etwas zu sagen haben. Das Wir und das Ich können sich wechselseitig verstärken.

Literatur

- Adam, Jens / Hess, Sabine 2024: Grenzregime und Autoritäre Transformation. Zu Internalisierungseffekten repressiver Grenzpolitiken – das Beispiel Polen. In Antje Röder / Dariusz Zifonun (Hg.), Handbuch Migrationssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, 497–526.
- Amelina, Anna/ Miriam Friz Trzeciak 2024: Gender Mobile und Gendered Mobilities. Paradigmatische Grundlagen der gendersensiblen Migrationsforschung. In Antje Röder / Dariusz Zifonun (Hg.), Handbuch Migrationssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, 345–372.
- Auernheimer, Georg 1995: Einführung in die interkulturelle Erziehung. 2., überarbeitete und ergänzte Auflage. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Bade, Klaus J. (Hg.) 1994: Das Manifest der 60. Deutschland und die Einwanderung. München: C.H.Beck.
- Baykara-Krumme, Helen 2024: Migration und Familie. In Antje Röder / Dariusz Zifonun (Hg.), Handbuch Migrationssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, 311–343.
- Borris, Maria 1973: Ausländische Arbeiter in einer Großstadt. Eine empirische Untersuchung am Beispiel Frankfurt. Frankfurt am Main: EVA.
- Castro Varela, María do Mar / Dhawan, Nikita 2020: Postkoloniale Theorie: eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript.
- De Haas, Hein 2023: Migration: 22 populäre Mythen und was wirklich hinter ihnen steckt. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM) 2025: Über das Institut, <https://www.dezim-institut.de/institut/ueber-das-dezim/>, letzter Aufruf am 12. Mai 2025.
- DGS-Sektion Migration und ethnische Minderheiten 2025: <https://soziologie.de/sektionen>, letzter Aufruf am 12. Mai 2025.

- Ebner, Johannes 2024: Die vielen »zwei Welten«. Gelebte Diversität im ehemaligen Bonner Diplomatenstadtteil Bad Godesberg. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfSS)*, 76. Jg., Heft 4, 861–895.
- El-Mafaalani, Aladin 2020: Das Integrationsparadox. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt. Vollständig überarbeitete und erweiterte Neuauflage. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Esser, Hartmut 1980: Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation, Integration, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand.
- Fachkommission Integrationsfähigkeit 2021: Gemeinsam die Einwanderungsgesellschaft gestalten. Bericht der Bundesregierung zu den Rahmenbedingungen der Integrationsfähigkeit. www.fachkommission-integrationsfaehigkeit.de, letzter Aufruf am 12. Mai 2025.
- Faist, Thomas / Brandhorst, Rosa 2024: Transnationalismus: Transnationalisierung, Transnationale Soziale Räume, Transnationalität. In Antje Röder / Dariusz Zifonun (Hg.), *Handbuch Migrationssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS, 163–191.
- Faist, Thomas / Gehring, Tobias / Schultz, Susanne U. 2021: Mobilität statt Exodus. Migration und Flucht in und aus Afrika. Wiesbaden: Springer VS.
- Foroutan, Naika 2023: Es wäre einmal deutsch. Über die postmigrantische Gesellschaft. Berlin: Ch. Links Verlag.
- Foroutan, Naika / Karakayali, Juliane / Spielhaus, Riem (Hg.) 2018: Postmigrantische Perspektiven. Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Franz, Hans-Werner (Hg.) 1985: Deutscher Soziologentag 1984. Sektions- und Ad-hoc-Gruppen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Funder, Maria / Gruhlich, Julia / Hossain, Nina (Hg.) 2023: Diversitäts- und Organisationsforschung. *Handbuch für Wissenschaft und Praxis*. Baden-Baden: Nomos.
- Gaitanides, Stephan 1983: Sozialstruktur und »Ausländerproblem«. Sozialstrukturelle Aspekte der Marginalisierung von Ausländern der ersten und zweiten Generation. München: DJI Verlag Deutsches Jugendinstitut.
- Hark, Sabine / Villa, Paula-Irene 2017: Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart. Bielefeld: transcript.
- Heckmann, Friedrich 1981: Die Bundesrepublik: Ein Einwanderungsland? Zur Soziologie der Gastarbeiterbevölkerung als Einwandererminorität. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Heckmann, Friedrich 2015: Integration von Migranten. Einwanderung und neue Nationenbildung. Wiesbaden: Springer VS.
- Heckmann, Friedrich / Winter, Peter (Hg.) 1983: 21. Deutscher Soziologentag 1982. Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Heidelberger Manifest 1981: Heidelberger Manifest vom 17. Juni 1981. www.apabiz.de/archiv/material/Profile/Heidelberger%20Kreis.htm, letzter Aufruf vom 12. Mai 2025.

- Hillmann, Felicitas 2016: Migration. Eine Einführung aus sozialgeographischer Perspektive. Stuttgart: Steiner Verlag.
- Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim 1970: Migration – ein Beitrag zu einer soziologischen Erklärung. Stuttgart: Enke.
- Kalter, Frank (Hg.) 2008: Migration und Integration. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 48. Wiesbaden: VS.
- Kollmorgen, Raj / Vogel, Lars / Zajak, Sabrina 2024: Ferne Eliten. Die Unterrepräsentation von Ostdeutschen und Menschen mit Migrationshintergrund. Wiesbaden: Springer VS.
- Korte, Hermann 1984: Die etablierten Deutschen und ihre ausländischen Außenseiter. In Peter Gleichmann / Johan Goudsblom / Hermann Korte (Hg.), Macht und Zivilisation. Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 261–279.
- Korte, Hermann / Schmidt, Alfred 1983: Migration und ihre sozialen Folgen. Förderung der Gastarbeiterforschung durch die Stiftung Volkswagenwerk 1974–1981. Göttingen: Stiftung Volkswagenwerk.
- Kosnick, Kira 2024: Migration und (Neue) Medien. In Antje Röder / Dariusz Zifonun (Hg.), Handbuch Migrationssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, 373–392.
- Kostner, Sandra (Hg.) 2019: Identitätslinke Läuterungsagenda. Eine Debatte zu ihren Folgen für Migrationsgesellschaften. Stuttgart: ibidem-Verlag.
- Kumkar, Nils / Schimank, Uwe 2025: Gesellschaftliche Polarisierungen und soziologische Positionierungen. Theoretische Reflexionen erhellenden Widerstreits. SOZIOLOGIE, 54. Jg., Heft 1, 7–33.
- Lenz, Ilse / Jungwirth, Ingrid / Bauschke-Urban, Carola (eds.) 2019: Gender and diversity studies: European perspectives. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Liakova, Marina 2025: Migrationssoziologie. Baden-Baden: Nomos.
- Lutz, Helma 2018: Die Hinterbühne der Care-Arbeit. Transnationale Perspektiven auf Care-Migration im geteilten Europa. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Meier-Braun, Karl-Heinz / Weber, Reinhold (Hg.) 2017: Deutschland Einwanderungsland. Begriffe – Fakten – Kontroversen. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.
- Müller, Anna-Lisa 2024: Migration? Frag doch einfach! Klare Antworten aus erster Hand. München: UVK.
- Nieswand, Boris / Drotbohm, Heike (Hg.) 2014: Kultur, Gesellschaft, Migration. Die reflexive Wende in der Migrationsforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Özvatan, Özgür 2025: Jede Stimme zählt. Von Demokraten unterschätzt, von Populisten umworben: migrantische Deutsche als politische Kraft. Berlin: Ch. Links Verlag.
- Pickel, Gert / Decker, Oliver / Kailitz, Steffen / Röder, Antje / Schulze Wessel, Julia (Hg.) 2020: Handbuch Integration. Wiesbaden: Springer VS.
- Pott, Andreas 2024: Nachgefragt beim Sonderforschungsbereich »Produktion von Migration«, Fünf Fragen an den SFB-Sprecher Andreas Pott. 16. Mai 2024, www.sozio.polis.de/texte/interview.html, letzter Aufruf am 12. Mai 2025.

- Pries, Ludger 2025: Migration. Warum man sie nicht steuern kann – aber verstehen und mitgestalten. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Rat für Migration 2023: Vom Eigensinn der Migration. Rückblick auf die RfM-Jahrestagung 2023. <https://rat-fuer-migration.de/jahrestagungen/>, letzter Aufruf am 12. Mai 2025.
- Rat für Migration 2025: Für eine politische Orientierung an Fakten und der historischen Verpflichtung auf die Menschenrechte, <https://rat-fuer-migration.de/aktuelles/>, letzter Aufruf am 12. Mai 2025.
- Reichel, Raphael 2024: Männerparadies. Deutsche Rentner in Thailand zwischen Nostalgie und Stigma. Bielefeld: transcript.
- Renard, Léa 2024: Kategorien der Migrationsdebatte im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. In Antje Röder / Darius Zifonun (Hg.), Handbuch Migrationssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, 685–707.
- Rippl, Susanne / Seipel, Christian 2024: Rassismus und migrationsfeindliche Einstellungen in Deutschland. In Antje Röder / Darius Zifonun (Hg.), Handbuch Migrationssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, 653–681.
- Röder, Antje / Zifonun, Darius (Hg.) 2024: Handbuch Migrationssoziologie. Wiesbaden: Springer VS.
- Sarrazin, Thilo 2010: Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen. München: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Scharrer, Tabea / Glorius, Birgit / Kleist, J. Olaf / Berlinghoff, Marcel (Hg.) 2023: Flucht- und Flüchtlingsforschung: Handbuch für Wissenschaft und Studium. Baden-Baden: Nomos.
- Scherr, Albert / Reinhardt, Anna Cornelia / El-Mafaalani, Aladin (Hg.) 2023: Handbuch Diskriminierung. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Schneider, Matthias 2025: Die übersehene Verletzbarkeit? Erfahrungen geflüchteter Männer zwischen Verletzung, Solidarität und Gewalt. Zeitschrift für Soziologie, 54. Jg., Heft 2, 116–131.
- Schulze, Gerhard 2019: Soziologie als Handwerk. Eine Gebrauchsanleitung. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Schwenken, Helen 2025: »Die Migrationsforschung ist gerade nicht gefragt«. die tageszeitung vom 15. Februar 2025, <https://taz.de/Migrationsdebatte-im-Wahlkampf/!6067860/>, letzter Aufruf am 12. Mai 2025.
- Selke, Stefan 2020: Einladung zur öffentlichen Soziologie. Eine postdisziplinäre Passion. Wiesbaden: Springer.
- SFB 1604: Sonderforschungsbereich »Produktion von Migration«. Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien, Universität Osnabrück. www.uni-osnabrueck.de/sfb1604/, letzter Aufruf am 12. Mai 2025.
- Söylemez, Seçkin 2024: Brüche und Kontinuitäten im Migrationsdiskurs. Deutschland als postmigrantische Heimat? In Anja Gampe / Seçkin Söylemez (Hg.), Weltoffenheit, Toleranz und Gemeinsinn. Chancen und Herausforderungen in der Gegenwartsgesellschaft. Bielefeld: transcript, 151–180.

- Spieker, Michael / Hofmann, Christian (Hg.) 2020: Integration. Teilhabe und Zusammenleben in der Migrationsgesellschaft. Baden-Baden: Nomos.
- SVR – Sachverständigenrat für Integration und Migration 2025: Entstehungsgeschichte, <https://www.svr-migration.de/ueber-uns/entstehungsgeschichte>, letzter Aufruf am 12. Mai 2025.
- Teske, Alexander 2025: inside Tagesschau. Zwischen Nachrichten und Meinungsmache. München: LMV.
- Thym, David 2025: Migration steuern. Eine Anleitung für das Hier und Jetzt. Edition Mercator. München: C.H.Beck.
- Treibel, Annette 1988: Engagement und Distanzierung in der westdeutschen Ausländerforschung – eine Untersuchung ihrer soziologischen Beiträge. Stuttgart: Enke.
- Treibel, Annette 2011 [1990]: Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung und Gastarbeit und Flucht. Reihe Grundlagentexte Soziologie. 5. Auflage, Weinheim, München: Juventa.
- Treibel, Annette 2015: Integriert Euch! Plädoyer für ein selbstbewusstes Einwanderungsland. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Treibel, Annette 2018: Expertin, Materiallieferantin, Projektionsfläche. Erfahrungen als Öffentliche Soziologin in den Medien. In Stefan Selke / Annette Treibel (Hg.), Öffentliche Gesellschaftswissenschaften. Grundlagen, Anwendungsfelder und neue Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 119–146.
- Treibel, Annette 2020a: Migration und gesellschaftliche Integration – öffentlicher Diskurs und soziologische Perspektiven. In Gert Pickel / Oliver Decker / Stefan Kailitz / Antje Röder / Julia Schulze Wessel (Hg.), Handbuch Integration. Wiesbaden: Springer VS, 1–20.
- Treibel, Annette 2020b: Integration – ein Projekt für alle. Konflikte und Kooperationen im Einwanderungsland Deutschland. In Michael Spieker / Christian Hofmann (Hg.) 2020: Integration. Teilhabe und Zusammenleben in der Migrationsgesellschaft. Baden-Baden: Nomos, 247–265.
- Treibel, Annette 2021: Integration für Alle. Vortrag im Rahmen der digitalen Sommertagung des Flüchtlingsrats Baden-Württemberg vom 24. Juli 2021, www.youtube.com/watch?v=jM2j1YuPI7c, letzter Aufruf am 12. Mai 2025.
- Vertovec, Steven 2024: Superdiversität: Migration und soziale Komplexität. Berlin: Suhrkamp.
- Villa, Paula-Irene / Lehmann, Maren / Boatcă, Manuela / Baecker, Dirk 2024: Symposium Autorschaft. SOZIOLOGIE, 53. Jg., Heft 4, 387–424.
- Weiss, Karin 2017: Migranten in der DDR und in Ostdeutschland. In Karl-Heinz Meier-Braun / Reinhold Weber (Hg.) 2017: Deutschland Einwanderungsland. Begriffe – Fakten – Kontroversen. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kohlhammer, 69–73.
- Weiß, Anja / Nussbaum Bitran, Ilana 2024: Migration, Sozialstruktur und Ungleichheit in Deutschland und Europa In Antje Röder / Dariusz Zifonun (Hg.), Handbuch Migrationssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, 3–18.

Symposium

Antisemitismus und / in der Soziologie Teil 2

Einleitung

Paula-Irene Villa Braslansky

Hier nun kommt der zweite (und letzte) Teil des Symposiums zum Thema »Antisemitismus und / in der Soziologie«. Ich bin sicher, dass die im letzten und diesem Heft versammelten Texte zur soziologischen (!) Aufklärung beitragen und auch zur Vertiefung der Einsicht, dass wir die soziologische Auseinandersetzung mit dem Thema brauchen. Dauerhaft. Der forschende – reflexive, multimethodische, ergebnisoffene, rigorose – Blick auch auf unser eigenes Fach ist ein unerlässlicher Teil der Kritik am Antisemitismus. Wer es sich da zu einfach macht, verkennt womöglich die Vielgestaltigkeit und Präsenz von Antisemitismus. Wer es sich da zu einfach macht, verkennt womöglich auch die Kontextspezifizität und performative Diskurslogik von Antisemitismus. Das meint: Es kommt schon auch darauf an, wer was wo in welchem Zusammenhang wie formuliert. Immer. Auch dann, wenn es um Antisemitismus geht. Vor allem belegt die forschende (Selbst-)Kritik auch, dass die Vermeidung und Bekämpfung von Antisemitismus in der Wissenschaft weder ein Selbstläufer ist noch vom Politischen ersetzt werden kann.

Für einen sozialwissenschaftlichen Blick auf Antisemitismus und palästinasolidarische Proteste

Peter Ullrich

Welche Perspektiven kann die Soziologie zur aktuellen Debatte um Antisemitismus und den Israel-Palästina-Konflikt beitragen? Es ist sehr begrüßenswert, dass sich die DGS dieser Frage aktiv annimmt. Denn wie Klaus Holz im ersten Teil des Symposions richtig anmerkt, ist Antisemitismus in der Soziologie nur ein Thema am Rande (Holz 2025) – zu Unrecht angesichts seiner Bedeutung vor allem, aber nicht nur für westliche Gesellschaften. Außerdem ist der öffentliche Diskurs um Antisemitismus in seiner Verschränkung mit dem Nahostkonflikt verhärtet und weitgehend binär zwischen zwei Lagern strukturiert, die sich unter anderem um bestimmte Antisemitismusdefinitionen versammeln. Soziologie beziehungsweise Sozialwissenschaften im weiteren Sinne können hier mit ihren (sub-)disziplinär spezifischen, methodischen und theoretischen Mitteln zur konkreten soziologischen Aufklärung über einzelne Aspekte beitragen sowie grundsätzlich gegenstandsangemessene Komplexität herausarbeiten, die sich den Antagonismen der öffentlich-politischen Diskussion entzieht.

Ich werde im Folgenden einige dieser möglichen Beiträge des Faches skizzieren. Das tue ich teilweise in Auseinandersetzung mit dem Auftakttext zur DGS-Debatte um das Verhältnis von Soziologie und Antisemitismus im Sozblog (Daub 2024). Denn dieser Text, der sich primär »pro-palästinensischen Protesten« widmet, scheint mir doch noch eher symptomatisch für Probleme der *öffentlichen Debatte* im weiten diskursiven Feld Israel/Palästina/Judentum/Antisemitismus zu sein als schon ein *Beitrag zur angestrebten Soziologisierung*.

Die Probleme des öffentlichen Umgangs mit dem Themenfeld liegen unter anderem in den anwachsenden autoritären Tendenzen, mit denen die politischen und ethischen Konflikte und ihre inneren Widersprüchlichkeiten administrativ behoben werden sollen. Dazu gehört auch die Bedeutungszunahme von widerstreitenden *Bekanntnissen* zu Gebrauchsdefinitionen von Antisemitismus, die eine Signalfunktion weniger für antisemitismustheoretische als für nahostpolitische Positionierungen haben, diese Funktion aber

latent zu halten versuchen.¹ Die reiche Vielfalt von wissenschaftlichen Antisemitismusverständnissen (Ullrich et al. 2024) und die unterschiedlichen Konzeptualisierungen des Verhältnisses von Antisemitismus, Antizionismus und Israelkritik in der Geschichte nicht nur soziologischer Antisemitismusforschung gehen dabei verloren. Im fetischisierten Streit um Definitionen wird kaum noch reflektiert, inwiefern schon der Akt des öffentlich so bedeutungsvoll gewordenen Definierens als solches bei historischen (also sich wandelnden) und sozialen Gegenständen² angemessen ist, noch dazu, wenn es sich wie bei Antisemitismus um ein *thick concept* handelt, dessen analytische und normative Komponenten untrennbar ineinander verwoben sind. Völlig abstrus wird es, wenn an eine Definition die Erwartung universeller Einsetzbarkeit geknüpft und wenn – im Fall der IHRA-Definition – sie als Quasi-Recht sogar zunehmend verbindlich wird; eine Tendenz, die insbesondere die beiden jüngsten Bundestagsresolutionen zu Antisemitismus untermauern (Hirschauer 2025).

Dass die Debatte um den terroristischen Hamas-Angriff vom 7. Oktober 2023 und den Gazakrieg so weitgehend unbelastet von wissenschafts- und antisemitismustheoretischer Begriffsreflexion ausgetragen wird, trägt mit dazu bei, dass vor allem »gefühlter Antisemitismus« weit verbreitet ist. Eine Umgangsweise mit dieser faktischen Begriffsunsicherheit ist die (diskursive wie juristische) Vereindeutigung beispielsweise der polyvalenten und gerade auch deswegen attraktiven Symboliken des Protests. Eine andere ist das Ausweichen auf eine rein quantitative Vorstellung eines *Umschlagens* von Israelkritik in Antisemitismus, anstelle semantisch *spezifischer* Bestimmung. Notwendig scheint also zuallererst Begriffs- und Unterscheidungsarbeit.

Notwendigkeit einer Unterscheidung: Antisemitismus und Nahost*konflikt*

Der erwähnte Kurzschluss des »Umschlagens« ist eine so verbreitete wie unzulässige Amalgamierung zunächst distinkter Phänomene,³ die Affinitäten und Überschneidungen aufweisen, aber eben eigene Genealogien mit sich bringen. Thomas Haury zu diesem Unterscheidungserfordernis: Maßgeblich

1 Namentlich die »Arbeitsdefinition Antisemitismus« (IHRA 2016) und die »Jerusalem Declaration on Antisemitism« (JDA 2021).

2 Also Gegenstände, die nicht unabhängig von ihrer Beobachtung durch die Gesellschaft existieren und im Sinne Gallies (1955) grundsätzlich umstritten sind.

3 Ein im Diskurs verbreiteter Kategorienfehler (Hirschauer 2025: 49).

für das Konstatieren von israelbezogenem Antisemitismus ist nicht Wahrheit, Angemessenheit oder Radikalität einer Position, sondern ob sie semantische Muster des Antisemitismus reproduziert (vgl. Haury 2024: 42 f.). Antisemitismus ist kein Generalschlüssel zum Verständnis aller problematisierbaren Aspekte der aktuellen Proteste. Die Debatte über die Gaza-Proteste fokussiert jedoch völlig auf Phänomene offensichtlich oder möglicherweise antisemitischen Charakters. Solche Vorfälle sind vielfach evident.⁴ Wesenhaft für die weltweiten Proteste *in ihrer Vielfalt* sind sie, nach allem, was wir wissen, jedoch nicht.

Es stellt sich vielmehr die Aufgabe – für die sozialwissenschaftliche Protest- und Konfliktforschung – genau zu untersuchen, in welchem Verhältnis hier menschenrechtlicher Universalismus zu Partikularismen steht, die aus antisemitischen Traditionen des Antizionismus ebenso schöpfen, wie aus der im Grundsatz nationalistischen Struktur des Ausgangskonfliktes⁵ – und welche konkreten Akteure sich in der jungen und transnationalen Campbewegung langfristig durchsetzen. Maximalistischen oder feindseligen Slogans und Symbolen innerhalb der Proteste,⁶ wie sie Daub benennt,⁷ ist rein antisemitismustheoretisch jedenfalls nicht zufriedenstellend beizukommen. Denn sie sind, wie auch die verbreiteten Landkarten, die die jeweils andere Seite symbolisch entnennen, geradezu universelle Muster entsprechender Konfliktkommunikation und auf *beiden* Seiten zu finden (Lintl, Ullrich 2024).

Sie müssen also *mindestens auch* als Ausdruck der etablierten und akut massiv gewaltvoll eskalierten Konfliktstruktur verstanden werden, in der sich Mechanismen (wie stereotype Feindbilder) zeigen, wie sie Gewaltkonflikte typischerweise begleiten. In einfachen Antisemitismus-»Definitionen« wie dem verbreiteten 3D-Test (auf Dämonisierung, Delegitimierung und doppelte Standards) werden sie jedoch fälschlicherweise als für Antisemitismus *spezifische* Merkmale ausgewiesen. Hier sind vor allem Konfliktsoziologie und Gewaltforschung gefragt, aber auch Kenntnis der Region, der Sprachen und eben des konkreten Konflikts, um holzschnittartige Deutungen polyvalenter Begriffe und Symboliken jenseits oberflächlicher Reflexe zu vermeiden. Das

4 Beispielsweise in der Verwendung von Symboliken der Hamas, einer auch antisemitisch geprägten Organisation.

5 Diese wird durch Akteure des Nahostkonflikts zweiter Ordnung im »Loyalitätssog« (Hirschauer 2025: 54) geradezu verdoppelt.

6 Beispielhaft »From the river to the sea«; vgl. zu dessen komplexer Bedeutungsgeschichte Goldberg und Confinio (2024).

7 Und nichtsoziologisch gesprochen: teils zurecht kritisiert.

häufige Fehlen konfliktsoziologischer Perspektiven bedingt einen antisemitismuskritischen (idealistischen) Reduktionismus, der sich im Extrem dazu versteigt, Antisemitismus zum eigentlichen Kern und Quell des Nahostkonflikts zu erheben (Rensmann, Stögner 2024) und ihn damit aller anderen Konfliktdimensionen zu entledigen.

Weniger »staatlich verordnete Moral«⁸

Trotzdem stellen sich hier weitreichende soziologische Fragen, beispielsweise ob sich ein Revival eines weltbildhaften Antizionismus mit Antisemitismusaffinität abzeichnet. Die verbreitete Reduktion des gesamten Konfliktfeldes auf einen nur an Antisemitismus und keinerlei anderen relevanten Faktoren interessierten Binarismus befördert jedoch zunächst vor allem die Entscheidung für den bei diesem Thema beliebtesten Modus: Moralkommunikation.

Hier ist nicht der Platz, auf alle erinnerungspolitischen Konflikte einzugehen, in denen sich, so Bergmann und Erb (1986: 227) schon in den achtziger Jahren, der (Anti-)Antisemitismus zum Zentralsymbol der politischen Kultur gemausert hat und in dessen Kontext die Doppelstruktur von Antisemitismus als Problem und Symbol gründet.⁹ In diesem Modus und auf Basis der oben genannten Entdifferenzierung von Konfliktdimensionen kann in quasi antifaschistischem Gestus¹⁰ und mit der »Staatsräson« im Hintergrund ordentlich vom Leder gezogen werden (Ullrich 2023). Denn die Proteste sind nach Daub nicht israelkritisch oder palästinasolidarisch, sondern »propalästinensisch« in Anführungszeichen (also eigentlich etwas anderes); sie sind »keine Meinungsäußerung«, sondern »eine gelenkte und organisierte Form des Antisemitismus«, die Protestierenden eine »indoktrinierte Masse«.¹¹

8 So Hirschauers abschließende Bemerkung (2025: 57).

9 Problem für die (potenziell) Betroffenen und Demokratie/Menschenrechte allgemein sowie gleichzeitig überdeterminiertes Symbol für politische Legitimitätszuschreibung in der postnazistischen Gesellschaft.

10 Nur in Übertragung auf die Gazaproteste mit einem dafür nicht recht geeigneten Objekt.

11 Ähnlich auch Vertreter:innen des Netzwerks Jüdischer Hochschullehrender im aufschlussreichen taz-Interview: »Diese Proteste sind nicht spontan, sondern organisiert und finanziert. Manche vermuten iranische Unterstützung, aber belegen kann ich das nicht. Klar ist jedoch, dass viel Geld und logistische Planung dahinterstecken.«, <https://taz.de/Hochschullehrende-ueber-Antisemitismus/!6076836/>, letzter Aufruf am 21. April 2025.

Mehr Protestforschung

Solche am Protestgeschehen selbst wenig interessierten, massenpsychologischen und irrationalisierenden Konzeptualisierungen hat die sozialwissenschaftliche Protestforschung längst *ad acta* gelegt. Über die Zielsetzungen der Protestierenden (jenseits der als problematisch identifizierten Aspekte) und insbesondere ihren Handlungskontext erfahren wir in der öffentlichen Debatte wie in Daubs Text wenig. Zu dem gehört neben den Kriegsverbrechen in Gaza als Protestanlass auch die gesellschaftliche Antagonisierung der Camps durch Repression und Stigmatisierung. Deswegen wären hier Untersuchungen wie Demonstrationsbefragungen und genaue Analysen des Bewegungsdiskurses angezeigt.¹²

Protestforscher:innen (und Jurist:innen) werden in Daubs Darstellungen – auch hier die allgemeine Debatte parallelisierend – noch einiges mehr an Verwunderlichem finden. Dem Protest wird vorgehalten, aggressiv, einseitig und nicht kompromissbereit zu sein. Das kann man natürlich (politisch) problematisch finden,¹³ aber man wird nicht umhinkommen, zwei Dinge zu konstatieren:

Erstens gehört es zum Wesen von Protest, zugespitzt, einseitig oder auch aggressiv zu sein (was Daub als »sich selbst als absolut und maßgebend setzend« kritisiert); schließlich dient dieses Medium der Erzielung von Aufmerksamkeit und der mindestens symbolischen Störung eines als problematisch empfundenen Status Quo, während konventionelle Politik sich aus Sicht der Protestierenden dieser Probleme nicht adäquat annimmt. Kompromissbereitschaft als Erstangebot von Protest ist eher ungewöhnlich. Und Protest ist eben keine wissenschaftliche Debatte; deshalb geht es ihm auch »nicht um einen wissenschaftlichen Streit«, soweit Daub sachlich korrekt, aber unpassend wertend.

Anders als Daub¹⁴ und die ganze moralische, nicht durch Rechtskenntnis abgekühlte Debatte, der die Proteste zu weit gehen, es nahelegen, gibt es zweitens durchaus ein sehr weitgehendes Recht auf Protest. Das ist ein demokratietheoretisch begründetes, handlungspraktisch in der »Bewegungs-

12 Die in der Protestforschung bestens etablierten Protestereignisanalysen (PEA), die das Protestgeschehen in erster Linie über Medienberichte erfassen, scheinen mir bei dem Thema angesichts der oft tendenziösen Berichterstattung an ihre Grenzen zu geraten.

13 Und ich selbst finde den missionarischen und selbsterhebenden Gestus eines Teils der Proteste tatsächlich *politisch* problematisch.

14 »Es gibt keine per se Legitimation für ›reinen‹ Protest.«

gesellschaft« (Neidhardt, Rucht 1993) etabliertes, verfassungsmäßig verbrieftes (Art. 8 GG) und durch Rechtsprechung mehrfach gestärktes Grundrecht. Innerhalb der Grenzen des Strafrechts gilt dieses völlig unabhängig von den geäußerten Ansichten und auch im halböffentlichen Raum wie den Hochschulen. Dieses Recht haben die Unterzeichner:innen der Erklärung gegen die gewaltintensive polizeiliche Räumung der Berliner FU-Besetzung unterstützt. Allein dafür wurden sie im Diskurs des autoritären Anti-Antisemitismus (Ullrich 2025) zu »Universitäten« und »Unterstützer[n] von Judenhasser-Demos«, so im Gleichklang die damalige Bildungsministerin, der Regierende Bürgermeister Berlins und die »Bild«.

Fazit

Was soziologische oder im breiteren Sinne geistes-, sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven leisten können, ist Differenzierung auf Basis je spezifischer Perspektiven. Zu fragen wäre also nach den *unterschiedlichen* Quellen der Bewegungen in Antirassismus, Postkolonialismus, klassischer Palästinasolidarität, Friedensbewegung, allgemeinpolitischen, linken Gruppen, nationalistischen und religiösen/fundamentalistischen Kräften sowie nach der Wirksamkeit dieser genealogischen Hintergründe für die Gesamtkomposition und die sehr unterschiedlichen Protestdynamiken. Allein der Verlauf der Proteste an den verschiedenen Berliner Hochschulen weist auf eine große Vielfalt von Akteuren, Konstellationen und damit einhergehenden Konfliktdynamiken hin; noch vielfältiger ist das internationale Bild. Zu verfolgen sind die divergenten ideologischen und realgeschichtlichen Quellen von Feindbildkonstruktionen *im Nahostkonflikt* und *im Nahostkonflikt zweiter Ordnung*. Zu schnell gerät in der deutschen Antisemitismuskonstruktion um die Protestcamps aus dem Blick, dass den Anlass der Proteste der israelische Krieg bildet, dessen womöglich genozidaler Charakter Gegenstand der Untersuchungen der internationalen Gerichtsbarkeit ist. Des Weiteren sind universelle mit wirklich für dieses Konfliktfeld spezifischen Konfliktmustern ins Verhältnis zu setzen. Für ein angemessenes (relationales) Verständnis der Konfliktdynamiken ist zudem der Kontext der autoritären Reaktion auf die Proteste zu analysieren. Das Policing dieser Proteste mit offenbar deutlich geminderter Rechtsbindung erinnert an andere exzeptionelle Protestereignisse mit dem Charakter unerklärter Ausnahmezustände wie die G-20-Proteste in Hamburg 2017 (Hunold et al. 2018: 45; Malthaner, Teune 2023).

Bisher war die DGS noch nicht der Raum für eine Vertiefung dieser notwendigen Debatten; der existente Arbeitskreis Antisemitismusforschung ist weitgehend mit Vertreter:innen eines Debattenpols besetzt und kein Ort zur Diskussion der Breite und Perspektivenvielfalt der fachlichen Positionen. Es bleibt zu hoffen, dass sich das durch die Diskussion in Blog und Zeitschrift ändert.

Literatur

- Bergmann, Werner / Erb, Rainer 1986: Kommunikationslatenz, Moral und öffentliche Meinung – Theoretische Überlegungen zum Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 38. Jg., Heft 2, 223–246.
- Daub, Jürgen 2024: Ideologische Verirrungen. Zu den »propalästinensischen Protesten« an deutschen Universitäten. <https://blog.sozioologie.de>, letzter Aufruf am 21. April 2025.
- Gallie, W.B. 1955: Essentially Contested Concepts. *Proceedings of the Aristotelian Society*, vol. 56, 167–198.
- Goldberg, Amos / Confino, Alon 2024: From the River to the Sea gibt's viel Raum für Interpretationen. *Geschichte der Gegenwart*, 31. Januar 2024. <https://geschichtedergegenwart.ch>, letzter Aufruf am 21. April 2025.
- Haury, Thomas 2024: Israelbezogener Antisemitismus. In Peter Ullrich / Sina Arnold / Anna Danilina / Klaus Holz / Uffa Jensen / Ingolf Seidel / Jan Weyand (Hg.), *Was ist Antisemitismus? Studien zu Ressentiments in Geschichte und Gegenwart*, Band 8. Göttingen: Wallstein Verlag, 42–50.
- Hirschauer, Stefan 2025: Wer definiert, was Antisemitismus ist? *Merkur*, 79. Jg., Heft 909, 47–57.
- Holz, Klaus 2025: Selbstbild und Funktion. Fortschreiben der Kritischen Theorie des Antisemitismus. *SOZIOLOGIE*, 54. Jg., Heft 2, 178–185.
- Hunold, Daniela / Knopp, Philipp / Schmidt, Stephanie / Thurn, Roman / Ullrich, Peter 2018: Policing der G20-Proteste in Hamburg im Juli 2017. *Ergebnisse einer strukturierten Demonstrationsbeobachtung. Kriminologisches Journal*, 50. Jg., Heft 1, 34–47.
- IHRA 2016: Working definition of antisemitism. <https://holocaustremembrance.com/resources/working-definition-antisemitism>, letzter Aufruf am 21. April 2025.
- JDA 2021: Jerusalem Declaration on Antisemitism. <https://jerusalemdeclaration.org>, letzter Aufruf am 21. April 2025.
- Lintl, Peter / Ullrich, Peter 2024: Der Nahostkonflikt. Realkonflikt und Antisemitismus. In Peter Ullrich / Sina Arnold / Anna Danilina / Klaus Holz / Uffa Jensen / Ingolf Seidel / Jan Weyand (Hg.), *Was ist Antisemitismus? Studien zu Ressentiments in Geschichte und Gegenwart* Band 8. Göttingen: Wallstein Verlag, 86–93.

- Malthaner, Stefan / Teune, Simon (Hg.) 2023: Eskalation. G20 in Hamburg, Protest und Gewalt. Hamburg: Hamburger Edition.
- Neidhardt, Friedhelm / Rucht, Dieter 1993: Auf dem Weg in die »Bewegungsgesellschaft? Über die Stabilisierbarkeit sozialer Bewegungen. Soziale Welt, 44. Jg., Heft 3, 305–326.
- Rensmann, Lars / Stögner, Karin 2024: Forschung nach Dogma. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. Juni 2024.
- Ullrich, Peter 2023: »BDS today is no different from the SA in 1933«. Juridification, Securitisation and »Antifa«-isation of the Contemporary German Discourse on Israel-Palestine, Antisemitism and the BDS Movement. In David Feldman / Marc Volovici (eds.), Antisemitism, Islamophobia, and the Politics of Definition. Palgrave Critical Studies of Antisemitism and Racism. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 211–234.
- Ullrich, Peter 2025: Hochschulproteste zum Gaza-Krieg, autoritärer Anti-Antisemitismus und das Ende der Kritik. In Marcus Hawel / Stefan Kalmring / Nina Schlosser (Hg.), Wozu noch kritische Wissenschaft. Schlussband der Reihe Work in Progress – Work on Progress. Hamburg: VSA (im Druck).
- Ullrich, Peter / Arnold, Sina / Danilina, Anna / Holz, Klaus / Jensen, Uffa / Seidel, Ingolf / Weyand, Jan (Hg.) 2024: Was ist Antisemitismus? Studien zu Resentiments in Geschichte und Gegenwart Band 8. Göttingen: Wallstein Verlag.

Autoritarismus durch die Hintertür. Die Antisemitismusforschung droht sich in ihr Gegenteil zu verkehren

Christoph Gollasch

Im Fahrwasser migrationsfeindlicher und rassistischer Debatten hat sich auch der Topos des importierten Antisemitismus immer stärker verbreitet. Zwar wird von der Mehrheit der Akteur*innen regelmäßig die Floskel bemüht, dass Antisemitismus ein Problem aller gesellschaftlichen Schichten sei. Aktuell spielt allerdings hauptsächlich der »Antisemitismus der anderen« eine Rolle. »Die anderen« sind im Kontext von Antisemitismus vor allen Muslim*innen und Geflüchtete, aber auch politische Extremist*innen. Gefragt nach den Gründen für den zunehmenden Antisemitismus, sagten bereits 2019 67 Prozent der Befragten: »Weil es immer mehr Muslime in

Deutschland gibt, unter denen Antisemitismus weiter verbreitet ist« (Institut für Demoskopie Allensbach 2019: 3).¹

Die Zahlen stehen in eklatantem Widerspruch zu den Statistiken über antisemitische Straftaten. Selbst 2023, als sich die Zahl der antisemitischen Delikte im Zuge des 7. Oktobers im Vergleich zum Vorjahr bereits verdoppelt hatte (von 2.641 auf 5.164), zeigte sich das rechte Milieu noch immer für 59 Prozent der Straftaten verantwortlich (Bundeskriminalamt 2024).² Vor diesem Hintergrund verwundert es wenig, dass die Bundestagsfraktion der sogenannten Alternative für Deutschland (AfD) sowohl die Resolution »Jüdisches Leben in Deutschland schützen, bewahren und stärken« (Deutscher Bundestag 2024) als auch jüngst die Resolution »Antisemitismus und Israelfeindlichkeit an Schulen und Hochschulen entschlossen entgegentreten sowie den freien Diskursraum sichern« (Deutscher Bundestag 2025) unterstützte. Denn die Willensbekundungen nennen neben dem Links- und Rechtsextremismus insbesondere den Islamismus und die »Zuwanderung aus den Ländern Nordafrikas und des Nahen und Mittleren Ostens« als Quellen des Antisemitismus.³

So formuliert die Politik selbstbewusst ihren Anspruch. Hochschulen seien zwar »offene Orte der Wissenschaft und des freien und kritischen Diskurses«, doch »Nie wieder ist jetzt« bedeute, dass Antisemitismus und Israelfeindlichkeit keinen Platz an Schulen und Hochschulen haben [dürfen]« (Deutscher Bundestag 2025: 1 f.) Dabei hatte eine Studie noch ein Jahr zuvor gezeigt, dass klassische antisemitische Einstellungen unter Studierenden weit weniger verbreitet sind (8 %) als im gesellschaftlichen Durchschnitt (18 %) (Hinz, Marczuk, Multrus 2024: 4). Die Botschaft aus dem Bundestag ist klar: Antisemitismus soll zuvorderst als Israelfeindlichkeit erforscht werden. Hierfür hat sich der Begriff des israelbezogenen Antisemitismus etabliert.⁴

1 Zudem glaubten 61 Prozent der Befragten, dass es durch die Zuwanderung von Muslimen nach Deutschland in Zukunft häufiger zu antisemitischen Vorfällen beziehungsweise Anfeindungen kommen würde.

2 In den vorangegangenen Jahren waren in der Regel mehr als 80 Prozent der antisemitischen Straftaten vom rechten Spektrum verantwortet worden (Mediendienst Integration 2025).

3 Die gesellschaftliche »Mitte« findet hingegen kaum Beachtung. An einer Stelle heißt es in der zweiten Bundestagsresolution, der Antisemitismus wirke »allerdings auch bis tief in die Mitte der Gesellschaft«, womit die »Mitte« gerade als Quelle des Antisemitismus angenommen wird (Deutscher Bundestag 2025: 1). In der Resolution von 2024 steht immerhin: »Antisemitismus findet sich seit langem in allen gesellschaftlichen Bereichen und hat verschiedene Nährböden.« (Deutscher Bundestag 2024: 2)

4 2004 erschien der von Doron Rabinovici, Ulrich Speck und Natan Sznaider herausgegebene Sammelband »Neuer Antisemitismus? Eine globale Debatte«. Die Debatte wurde 2019

Als Container umfasst er sowohl den Antisemitismus des politischen »Extremismus«⁵ als auch den Antisemitismus der Rassifizierten.

Den Antisemitismus vorrangig bei den »anderen« zu verorten, seien es (Post-)Migrant*innen oder politisch eher links stehenden Schüler*innen und Studierende, verweist auf die Vermischung von objektiviertem Wissen und subjektiven politischen wie moralischen Vorstellungen. Dies muss die Sozialwissenschaft, die in Deutschland primär durch die Politik finanziert wird, reflektieren. Ohne Selbstreflexion vermennt sie unweigerlich ihre eigenen und die politischen und moralischen Vorstellungen ihrer Geldgeber*innen mit dem Forschungsgegenstand. Insbesondere die Einstellungsforschung sollte sich hinterfragen, inwieweit sie der Politisierung nicht schon folgt und selbst zur Externalisierung des Antisemitismus beiträgt.

Umfragen aus den vergangenen Jahren deuten darauf hin, dass antisemitische Stereotype unter (Post-)Migrant*innen weiter verbreitet sind als unter Deutschen ohne Migrationsbiographie (Arnold 2023). Doch liegt dies vor allem an dem umstrittenen Phänomen des israelbezogenen Antisemitismus. So bejahten 2020 über 40 Prozent der befragten Muslim*innen die Aussage »Bei der Politik, die Israel macht, kann ich gut verstehen, dass man etwas gegen Juden hat«, während nur fünf bis zehn Prozent der evangelischen, katholischen und konfessionslosen Befragten der Aussage zustimmten (Kiess et al. 2020: 237). Dagegen weichen die Zustimmungswerte von (Post-)Migrant*innen zum klassischen Antisemitismus nur wenig vom gesellschaftlichen Durchschnitt ab. Beim sekundären Antisemitismus, also einer Spielart des Antisemitismus, die eine Schuldumkehr in Bezug auf den Holocaust bemüht, liegen sie sogar darunter.

Wie die Antisemitismusforscherin Sina Arnold argumentiert hat, verschleiern Kategorien wie »muslimisch« und »Migrationshintergrund« mitunter mehr als sie zur Differenzierung beitragen (Arnold 2023). Relevant ist hingegen, aus welchen konkreten Kontexten, aus welchen Ländern und Milieus die Befragten stammen. Am gewichtigsten scheint, wie lange die Befragten bereits in Deutschland leben und ob sie eingebürgert sind. Wenn Antisemitismus von Aufenthaltsdauer und Einbürgerung abhängt, welche Erkenntnisse produziert dann die Einstellungsforschung durch das Abfragen von Items? Noch 2012 stimmte ein Viertel aller Befragten der Aussage

weitergeführt im von Rabinovici, Sznajder und Christian Heilbronn herausgegebenen Sammelband »Neuer Antisemitismus? Fortsetzung einer globalen Debatte« (Axster: 2022).

5 Für eine Kritik des Extremismusbegriffs siehe meinen Beitrag im Sammelband »Sprachgewalt« (Gollasch 2021).

zu, »durch die israelische Politik werden mir die Juden immer unsympathischer«. 2022 waren es nur noch 13 Prozent (Decker et al. 2022: 68). Zwischen 2012 und 2022 wiederum lag die Etablierung und Durchsetzung der sogenannten Staatsräson, das heißt der bedingungslosen Solidarität mit dem Staat Israel. Kritik an der israelischen Regierungspolitik und Antisemitismus wurden zunehmend vermengt, beispielweise durch die Indossierung der IHRA-Arbeitsdefinition.

Antisemitismus erscheint folglich nicht nur als eine Frage des Judenhasses, sondern auch als eine Frage des differenzierten Sprechens. Längst ist das Phänomen auf den Begriff gebracht worden: »Kommunikationslatenz« beschreibt eine in der Öffentlichkeit wirksame anti-antisemitische Norm, die nicht länger zulässt, dass sich Antisemitismus artikuliert, die Artikulation stattdessen ins Private verdrängt (Bergmann, Erb 1986). Die Verdrängung des Antisemitismus ins Private macht dessen Erforschung nicht leichter. Um Zustimmungswerte zu generieren, muss die Einstellungsforschung immer findigere Items entwickeln. So lautet Heinrich Treitschkes »Die Juden sind unser Unglück« heute: »Ohne Judenvernichtung würde man Hitler heute als großen Staatsmann ansehen.« (Decker et al. 2024: 36). Und Wilhelm Marrs Vorstellung eines »exklusiven Wesen« der Juden: »Die Juden haben einfach etwas Besonderes und Eigentümliches an sich und passen nicht so recht zu uns.« (ebd.: 39 ff.)

Zwar meint die Einstellungsforschung, den Antisemitismus zu ergründen, misst aber de facto auch, wie gut die Befragten das gewünschte Sprechen über Holocaust, Juden und Israel internalisiert haben. Antisemitismus wird so zu einer Frage von Bildung – abhängig von *class* und *race*. Aus Sicht der in erster Linie weißen, bildungsbürgerlichen Wissenschaftler*innen muss es Ausdruck eines schimärischen Antisemitismus sein zu bejahen, dass einem durch die israelische Politik die Juden immer unsympathischer würden – schließlich ist es aus deutscher Perspektive unabdingbar, zwischen Israelis und Jüdinnen beziehungsweise Juden zu unterscheiden. Qualitative Studien hingegen, die sich tief in die Gefilde ihres Forschungsgegenstandes begeben haben, beschreiben mitunter Lebenswelten, auf die die Forschenden ihren Blick nicht einfach übertragen können. So stellte etwa David Ranan anhand von Interviews mit gebildeten Berliner Muslim*innen heraus, dass die Gesprächspartner*innen zwar eine ganze Palette antisemitischer Topoi artikulierten, diese aber im Kontext des Nahostkonflikts standen, in dem sprachlich kaum zwischen Jüdinnen/Juden und Israelis differenziert wird (Ranan 2018).

Sofern in einer postmigrantischen Gesellschaft zu leben, bedeutet, grundsätzlich anzuerkennen, dass Migration und Transkulturalität die deutsche Gesellschaft konstitutiv prägen (El-Mafaalani 2018; Foroutan 2019), muss auch der Antisemitismus vor diesem Hintergrund betrachtet werden. Was bedeutet, dass nicht länger nur das deutschsprachige Feuilleton, sondern auch die Lebenswelten zwischen Nahost und Neukölln den Sprachgebrauch der Deutschen prägen. Kann es sein, dass eine Differenzierung zwischen Israelis und Jüdinnen/Juden Al Jazeera und Telegram-Kanälen, in denen die israelischen Kriegsverbrechen in Gaza und die systematische Entrechtung von Palästinenser*innen in Echtzeit nachverfolgt werden, aber auch den Aussagen israelischer Politiker*innen zum Opfer fällt, die Israel mit den Jüdinnen/Juden identifizieren?

Progressive Soziolog*innen haben schon vor Jahren festgehalten, dass »eine postkoloniale Rahmung der deutschsprachigen Soziologie [...] zur (Selbst-)Reflexion über die materiell-strukturelle wie symbolisch-kulturelle und metaphorische Ver-Ortung der eigenen soziologischen Praxis zwingt« (Reuter, Villa 2010). Für die Antisemitismusforschung lässt sich nur allzu oft das Gegenteil feststellen: An die Stelle der eigenen Verortung tritt die Anwendung des geronnenen Wissens über die historischen Formen des europäischen Antisemitismus. Ein Exempel hierfür hat jüngst die Leipziger Autoritarismus-Studie statuiert. Drei neu geschaffene Items sollen das Phänomen des »postkolonialen Antisemitismus« erfassen, spiegeln aber vor allem die Vorstellungswelten der Forscher*innen – wovon nicht zuletzt das Ergebnis zeugt, dass AfD-Wähler*innen »postkolonialem Antisemitismus« am stärksten zustimmten (Decker, Kiess, Brähler 2024: 146).⁶

6 Die Verzerrungen resultieren mitunter daraus, dass Items nicht länger auseinandergehalten werden können. So zählt beispielsweise die Aussage »Israels Politik in Palästina ist genauso schlimm wie die Politik der Nazis im Zweiten Weltkrieg« nicht zum sekundären, sondern zum israelbezogenen Antisemitismus. Doch macht es sehr wahrscheinlich einen Unterschied, ob Deutsche mit »Nazihintergrund« oder Personen mit palästinensischer Migrationsbiografie die Aussage bejahen. Zum Phänomen »postkolonialer Antisemitismus« zählen wiederum Aussagen mit Begriffen, die in der Tradition rechten Sprachgebrauchs stehen: »Der deutsche Schuldkomplex behindert den Freiheitskampf der Palästinenser.« Andere Aussagen zielen auf Triggerpunkte in der aktuell aufgeheizten Debatte und messen eher die emotionalisierte politische Auseinandersetzung anstelle von Antisemitismus: »Israel wurde nur gegründet, damit Europäer kein schlechtes Gewissen haben.« Und: »Der Nahostkonflikt ist im Grunde ein Konflikt zwischen weißem Kolonialismus und unterdrückten Minderheiten.« (Decker et al. 2024: 62 ff.)

Ohne Kontextwissen verkommen die Daten zu Gefangenen des aufgeheizten Diskurses. Moralisch und politisch überladene Selbst- und Fremdbilder füllen die Leerstellen, vor allem durch einen Rückbezug auf die nationalsozialistische Vergangenheit. Wer »aus der Vergangenheit gelernt« hat, gilt als ein vollwertiges Mitglied der deutschen Gesellschaft. Vergangenheit bedeutet dabei Nationalsozialismus und Nationalsozialismus bedeutet Auschwitz. So hat sich ein Verständnis von Antisemitismus etabliert, das nicht aus dem Neuen Testament, aus dem Mittelalter, aus der Reconquista oder aus der europäischen Moderne, sondern in erster Linie aus dem Holocaust abgeleitet wird – und damit nicht als historisch wandelbar begriffen, sondern als statische »Weltanschauung und Leidenschaft« essentialisiert wird (Kurth, Salzborn 2019).

Die Forschung gerät damit ins Fahrwasser des Autoritarismus staatlicher Antisemitismusbekämpfung und wird ironischerweise selbst zum autoritären Syndrom. Ihre Daten sind Wasser auf die Mühlen einer deutschen Gesellschaft, in der sich die obrigkeitsstaatliche Formierung der Antisemitismuskritik anschickt, mit immer härteren Mitteln gegen den »Antisemitismus der anderen« vorzugehen: Verschärfungen im Strafrecht, Versammlungsverbote, Ausweisungen, Abschiebungen, Verlust der Staatsangehörigkeit – Maßnahmen, die vor allem Rassifizierte treffen. Die Antisemitismusforschung steht unweigerlich im Kontext eines eigentümlichen deutschen *nation building*, das sich seit den 1980er Jahren als Reaktion auf die Etablierung der Holocausterinnerung in den USA entwickelt hat (Eder 2016). Dabei ist der staatliche Anti-Antisemitismus längst zu einem zentralen Moment nationaler Identität und außenpolitischer Legitimität geworden. Nicht nur hat die deutschsprachige Antisemitismusforschung diese Dynamik bislang nicht hinreichend reflektiert. Es steht gar die Möglichkeit im Raum, dass sie selbst zu diesem neuen Autoritarismus beiträgt.

Die Antisemitismusforschung täte gut daran, sich auf ihre Wurzeln zu besinnen und wieder an die Frankfurter Schule anzuschließen. Allerdings müsste sie sich von deren epigonaler Rezeption lösen und darauf konzentrieren, was auch das Hauptanliegen von Adorno war: die empirische Sozialforschung. Diese stand im Lichte der »Elemente des Antisemitismus«, der Erkenntnis, dass antisemitische Einstellungen zum Teil eines »faschistischen Tickets« geworden seien und nicht für sich allein stünden: »Wenn die Massen das reaktionäre Ticket annehmen, das den Punkt gegen Juden enthält, gehorchen sie sozialen Mechanismen, bei denen die Erfahrungen der Einzel-

nen mit Juden keine Rolle spielt.« (Horkheimer, Adorno 2011: 210). Die Bedeutung des Antisemitismus besteht vor allem darin, als Syndrom auf größere gesellschaftliche Zusammenhänge, insbesondere Autoritarismus, zu verweisen. In dieser Perspektive müssten die Items der Einstellungsforschung nicht nur die Pluralität der Gesellschaft adäquater darstellen. Die Darstellung verbreiteter Stereotype wäre auch nicht länger hinreichend, um »die anderen« als die Träger*innen des Antisemitismus zu stigmatisieren.

Literatur

- Arnold, Sina 2023: Antisemitismus unter Menschen mit Migrationshintergrund und Muslim*innen. <https://mediendienst-integration.de/>, letzter Aufruf am 4. Februar 2025.
- Axster, Felix 2022: Heilbronn, Rabinovici & Sznaider (Hg.): Neuer Antisemitismus? [Rezension]. <https://www.rosalux.de/>, letzter Aufruf am 20. Mai 2025.
- Bergmann, Werner / Erb, Rainer 1986: Kommunikationslatenz, Moral und öffentliche Meinung. Theoretische Überlegungen zum Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 38. Jg., Heft 2, 223–246.
- Bundeskriminalamt 2024: Politisch motivierte Kriminalität, Bundesweite Fallzahlen 2023. <https://www.bka.de/DE/UnsereAufgaben/Deliktsbereiche/PMK/PMKZahlen2023/PMKZahlen2023.html>, letzter Aufruf am 20. Mai 2025.
- Decker, Oliver / Kiess, Johannes / Brähler, Elmar 2024: Antisemitismus als individuelles Ressentiment und gesellschaftliches Sediment – empirische Befunde. In Oliver Decker / Johannes Kiess / Ayline Heller / Elmar Brähler (Hg.), Vereint im Ressentiment. Autoritäre Dynamiken und rechtsextreme Einstellungen. *Leipziger Autoritarismus Studie 2024*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 133–160.
- Decker, Oliver / Kiess, Johannes / Heller, Ayline / Brähler, Elmar 2024: Die Leipziger Autoritarismus Studie 2024. Methode, Ergebnisse und Langzeitverlauf. In Oliver Decker / Johannes Kiess / Ayline Heller / Elmar Brähler (Hg.), Vereint im Ressentiment. Autoritäre Dynamiken und rechtsextreme Einstellungen. *Leipziger Autoritarismus Studie 2024*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 29–99.
- Decker, Oliver / Kiess, Johannes / Heller, Ayline / Schuler, Julia / Brähler, Elmar 2022: Die Leipziger Autoritarismus Studie 2022. Methode, Ergebnisse und Langzeitverlauf. In Oliver Decker / Johannes Kiess / Ayline Heller / Elmar Brähler (Hg.), Autoritäre Dynamiken in unsicheren Zeiten. Neue Herausforderungen – alte Reaktionen? *Leipziger Autoritarismus Studie 2022*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 31–90.
- Deutscher Bundestag 2024: Nie wieder ist jetzt – Jüdisches Leben in Deutschland schützen, bewahren und stärken. Drucksache 20/13627.

- Deutscher Bundestag 2025: Antisemitismus und Israelfeindlichkeit an Schulen und Hochschulen entschlossen entgegnetreten sowie den freien Diskursraum sichern. Drucksache 20/14703.
- Eder, Jacob 2016: Holocaust Angst. The Federal Republic of Germany and American Holocaust Memory since the 1970s, Oxford: Oxford University Press.
- El-Mafaalani, Aladin 2018: Das Integrationsparadox. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Foroutan, Naika 2019: Die postmigrantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie. Bielefeld: transcript.
- Gollasch, Christoph 2021: Extremismus. In David Ranan (Hg.), Sprachgewalt. Missbrauchte Wörter und andere politische Kampfbegriffe. Bonn: Dietz, 194–210.
- Hinz, Thomas / Marczuk, Anna / Multrus, Frank 2024: Studentisches Meinungsklima zur Gewalteskalation in Israel und Gaza und Antisemitismus an deutschen Hochschulen. Working Paper Series / Cluster of Excellence »The Politics of Inequality«, no. 16. <http://inequality.uni.kn/working-papers>, letzter Aufruf am 20. Mai 2025.
- Horkheimer, Max / Adorno, Theodor W. 2011 [1947]: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main: Fischer.
- Institut für Demoskopie Allensbach 2019: Entwicklung des Antisemitismus: Einschätzung der Bevölkerung. Allensbach. <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/65145>, letzter Aufruf am 20. Mai 2025.
- Kiess, Johannes / Decker, Oliver / Heller, Aylene / Brähler, Elmar 2020: Antisemitismus als antimodernes Ressentiment: Struktur und Verbreitung eines Weltbildes. In Oliver Decker / Elmar Brähler (Hg.), Autoritäre Dynamiken. Neue Radikalität – alte Ressentiments. Leipziger Autoritarismus Studie 2020. Gießen: Psychosozial-Verlag, 211–248.
- Kohlstruck, Michael / Ullrich, Peter 2014: Antisemitismus als Problem und Symbol. Phänomene und Interventionen in Berlin. Berlin: Landeskommission Berlin gegen Gewalt, www.ssoar.info/ssoar/handle/document/41490, letzter Aufruf am 20. Mai 2025.
- Kurth, Alexandra / Salzborn, Samuel 2019: Antisemitismus in der Schule. Grundannahmen für die schulische Präventionsarbeit. Bundeszentrale für politische Bildung, 25. September 2019. www.bpb.de, letzter Aufruf am 20. Mai 2025.
- Mediendienst Integration 2025: Wie viele antisemitische Straftaten gibt es? <https://mediendienst-integration.de/desintegration/antisemitismus.html>, letzter Aufruf am 20. Mai 2025.
- Ranan, David 2018: Muslimischer Antisemitismus. Eine Gefahr für den gesellschaftlichen Frieden in Deutschland? Bonn: Dietz.
- Reuter, Julia / Villa, Paula-Irene 2010: Provincializing Soziologie. Postkoloniale Theorie als Herausforderung. In Julia Reuter / Paula-Irene Villa (Hg.), Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Interventionen. Bielefeld: transcript, 11–46.

Widerstand gegen Weiße. Zur Thematisierung von Israel/Palästina in der dekolonialistischen Theorie

Jens Kastner

Post- und dekolonialistische Ansätze in den Sozialwissenschaften sind ohne politischen Antikolonialismus nicht zu denken. Das ist nicht nur eine beschreibende Feststellung, sondern kann auch als positive Wertung gelesen werden: Die Motivation, koloniale Gewaltverhältnisse zu bekämpfen, hat die wissenschaftlichen Perspektiven bereichert (vgl. Young 2001). Derzeit führt die Verknüpfung von Analyse und Aktivismus allerdings zu Positionierungen, die sowohl zulasten analytischer Stringenz und Plausibilität gehen als auch solchen aktivistischen Allianzen gegen den »reaktivierten Nationalismus« (Messerschmid 2024) nicht eben zuträglich sind, die Rassismus- und Antisemitismuskritik miteinander zu verknüpfen suchen.

Die Geschichte der modernen Welt ist geprägt von verschiedenen Formen und Phasen kolonialer Gewalt. In den europäischen Sozialwissenschaften wird der Kolonialismus bis heute jedoch häufig nicht als integraler Bestandteil der Moderne interpretiert: Von Jürgen Habermas' »Der philosophische Diskurs der Moderne« (1988) über Armin Nassehi's »Der soziologische Diskurs der Moderne« (2009) bis hin zu Moderne-Debatten der Gegenwart (Reckwitz, Rosa 2021; Schauer 2023) ist die koloniale Dimension des Sozialen weitgehend abwesend.¹ Dabei wirken auch nach Ende der europäischen Kolonialismen in Afrika, Asien und Lateinamerika die Effekte des Kolonialismus in dem fort, was der peruanische Soziologe Aníbal Quijano als »Kolonialität der Macht« (2016) beschrieben hat. Diese Effekte betreffen nicht nur die globale Ökonomie, sondern auch die Wissenssysteme und die Formen der Subjektivierung, wie neben Quijano einflussreiche Theoretiker*innen wie Enrique Dussel, Walter Dignolo, Silvia Rivera Cusicanqui und Rita Segato gezeigt haben, deren Werke zum Teil inzwischen auch auf Deutsch vorliegen (vgl. zusammenfassend Kastner 2022). Diese Ansätze haben eine dringend notwendige Erweiterung von Analysen und Zeitdiagnosen der Moderne eingeklagt und zum Teil umgesetzt.

Die Beispiele sind unendlich, anhand derer das Fortwirken kolonialer Politik- und Denkmuster auch nach Ende der politisch-militärischen Kolonialherrschaft gezeigt wurde und sich zeigen ließe: Die nach ethnifizierten Kriterien gegliederte Sozialstruktur der Länder Lateinamerikas, der Einfluss

1 Zu Hartmut Rosa vgl. auch Kastner (2019).

französischer Währungspolitik in Westafrika, die Abwertung lokaler Bräuche und Gewohnheiten in allen Regionen der Welt zugunsten konzerngesteuerter Kommodifizierung und so weiter und so fort. Demgegenüber scheint es vor allem im Kontext der dekolonialistischen Theorie derzeit nur ein einziges, paradigmatisches Beispiel für die Kontinuität des europäischen Kolonialismus zu geben: Israel. Es heißt hier bewusst Israel und nicht die israelische Siedlungspolitik oder der Krieg der israelischen Regierung in Gaza, weil tatsächlich Israel im Kreuzfeuer der Kritik steht. Mit dieser Kritik, so die hier vertretene These, geht einerseits eine Ausblendung der Geschichte des israelischen Staates sowie des gegenwärtigen Antisemitismus einher und andererseits eine Verharmlosung derjenigen, die das Existenzrechts Israels infrage stellen, insbesondere islamistische Akteur*innen.

Es werde immer deutlicher, hatte zuletzt die französische Politologin Françoise Vergès in einem Interview mit der linken spanischen Monatszeitung *El Salto* gesagt, dass »Israel die Avantgarde der westlichen, imperialistischen, weißen Welt« sei (Vergès 2024). Der Diskurs über Israel als die »einzige Demokratie im Orient« sei ebenso kollabiert, sagt sie angesichts des Krieges in Gaza, wie die Idee vom Westen als Hüter der universellen Menschenrechte. Die Jugendlichen in Afrika, Asien, den Amerikas und Europa sowie die post- und dekolonialistischen Theorieansätze hätten diese Idee demaskiert. Auch der dekolonialistische Theoretiker Ramón Grosfoguel, Professor für Chiacano and Latino Studies in Berkeley, sieht in Israel vornehmlich eine »koloniale Militärmacht«, er spricht vom »kolonial-rassistischen« Charakter des Staates Israel und sieht diesen eindeutig in der Tradition der europäischen Kolonialismen. Israel habe aus Gaza eine Art »Konzentrationslager« gemacht. Er nennt Gaza das »Warschauer Ghetto des 21. Jahrhunderts« (Grosfoguel 2024). Ähnlich wie Vergès hatte er die Jüdinnen und Juden zuvor schon als Weiße und damit als Akteur*innen des europäischen Kolonialismus klassifiziert. Jüdinnen und Juden hätten demnach im Laufe der Geschichte die Seiten gewechselt und seien von den unterdrückten »Anderen« zu der als dominant ausgemachten Gruppe der »Weißen« übergegangen, es sei zu einer »incorporation of European Jews as ›Whites‹« gekommen (Grosfoguel 2009: 94). Zumindest implizit wird damit der Antisemitismus als Phänomen der Vergangenheit interpretiert.

Dass die Gründung Israels auch als Reaktion auf die Shoah verstanden werden muss, schätzen beide, Vergès und Grosfoguel, gering oder lassen es gar nicht gelten. In der Tradition antiimperialistischer Weltanschauungen

wird Israel als koloniales und imperialistisches Projekt interpretiert. Die Kolonialität als die Erbin der kolonialen Aufteilung der Welt werde nicht nur »mit Schwert und Feder, mit Glauben, Peitsche und Folter, mittels Drohung und Gewalt«, sondern auch in »Text, Malerei Fotografie und Film immer wieder aufs Neue bekräftigt«, hatte Vergès in ihrem Buch »Dekolonialer Feminismus« geschrieben (2020: 33). Wie als Beispiel dafür spricht sie im zitierten Interview von der großen »Propagandakampagne«, die Israel mit Hilfe von Schriftsteller*innen und Filmemacher*innen betreibe, um das Bild einer offenen und multikulturellen Gesellschaft zu erzeugen.

Mit dem Imperialismus-Narrativ geht auch eine Aufwertung des »Volkes« als emanzipatorischer Gegenpol zum Imperium einher. Mit dem Begriff »Volk« können bestimmte Bevölkerungsgruppen wie »die Palästinenser« gemeint sein, aber auch soziale Bewegungen. Dabei ist eine unkritische Haltung gegenüber islamistischen Akteur*innen und Programmen festzustellen. Vergès beispielsweise sieht in ihrem Buch zwei Formen des Patriarchats im Westen, ein multikulturelles unter Vorherrschaft liberaler bis neoliberaler Werte, und ein neofaschistisches und maskulinistisches, das schwer erkämpfte Rechte von Frauen und Transpersonen zurückdränge (vgl. Vergès 2020: 109 ff.). Über patriarchale Muster in islamisch geprägten Gesellschaften schweigt sie sich jedoch weitgehend aus. Sie freut sich über die Motivationen der globalen antiimperialistischen Bewegungen, seien sie nun »religiös oder seien sie queer« (Vergès 2024), als bestünde keine Spannung zwischen beiden Haltungen.

Am 9. Oktober 2023, zwei Tage nach der Terrorattacke der Hamas, postete Vergès auf X den Satz: »Die Dekolonialisierung ist weder eine Metapher noch eine Moralpredigt«, was zum einen nahelegt, dass sie den Hamas-Terror für eine Dekolonisierungspraxis hält und dass sie ihm deshalb zum anderen nicht ablehnend gegenübersteht. Auch Grosfoguel übt keinerlei Kritik an islamistischen Werten oder Politiken, im Gegenteil. Am 7. Oktober habe die Hamas vor allem »militärisches Personal« attackiert, schreibt er, die zivilen Opfer seien entweder »fake news« der israelischen Propaganda oder vom israelischen Militär selbst herbeigeführt worden. In seinem Artikel auf der Seite der Islamic Human Rights Commission (IHRC), auf der auch zum antiisraelischen Al Quds-Tag mobilisiert wird, schreibt er, trotz des Krieges Israels in Gaza gebe es Hoffnung. Diese politische Hoffnung besteht für ihn darin, dass Israel gleichzeitig von Gaza, dem Libanon, Syrien, dem Irak und Jemen ins Kreuzfeuer genommen würde. Er nennt diese islamistische Allianz eine »Achse des Widerstands« (Grosfoguel 2024).

Nicht jede Kritik am Staat Israel oder gar an bestimmten Maßnahmen der jeweiligen israelischen Regierung ist per se antisemitisch. Antisemitische Haltungen können sich jedoch auch in der Kritik am Staat Israel äußern, insbesondere dann, wenn diesem Staat damit das Existenzrecht aberkannt wird. Israel als Kolonialmacht zu beschreiben, legt eine solche Aberkennung des Existenzrechts zumindest sehr nahe, gibt es doch für die Aufrechterhaltung kolonialistischer Herrschaft aus demokratischer und emanzipatorischer Sicht keine legitime Grundlage. Unzweifelhaft ist jedenfalls die unkritische bis positive Bezugnahme einiger Vertreter*innen der dekolonialistischen Theorie auf einen politischen Islamismus, dessen antisemitische Dimension evident ist.

Der Beifall für islamistische Politiken ist sowohl in analytischer als auch in politischer Hinsicht problematisch. Nicht auf die patriarchale Dimension des Islamismus einzugehen, stellt den Erkenntniswert einer Analyse der Art und Weise, »wie der Komplex Rassismus/ Sexismus/ Ethnizismus alle Herrschaftsverhältnisse durchdringt« (Vergès 2020: 33) in Frage, den Vergès zum zentralen Untersuchungsgegenstand der dekolonialen Feminismen erklärt. Im Hinblick auf politische Strategien bleibt mit dem Ausblenden der antiemanzipatorischen Agenda des Islamismus völlig schleierhaft, wie die misogynie und patriarchale Ideologie der Dschihadisten mit einer linken Perspektive auf Befreiung zu vermitteln wäre, die sowohl Vergès als auch Grosfoquel für sich in Anspruch nehmen. Hier findet eine Entleerung der ehemals (zumindest nominell) an Befreiungsprojekten orientierten, antiimperialistischen Haltungen statt: Indem der Antiimperialismus sich nur negativ gegen den vermeintlichen Repräsentanten des (US-)Imperialismus, also Israel, absetzt, anstatt sich über ein emanzipatorisches Projekt als positiven Bezugspunkt zu definieren, bleibt er inhaltlich leer. Diese Entleerung wird über die Verklärung des islamistischen Terrors zum »Widerstand«, wie es innerhalb der globalen Linken auch jenseits explizit post- und dekolonialer Ansätze geschieht, nur schlecht kaschiert.² Islamistische Akteur*innen wie Hamas und Hisbollah als »Widerstandsbewegungen« zu verklären und damit konnotativ aufzuwerten, ist ebenso wenig ein Alleinstellungsmerkmal de- und postkolonialistischer Ansätze wie die Haltung, im Staat Israel vornehmlich eine Kolonialmacht zu sehen (vgl. Kastner 2024).

Die sogenannte »Achse des Widerstands« muss demgegenüber wohl mehr als Teilaspekt des Aufstiegs antiemanzipatorischer Kräfte inklusive

2 Zur Entleerung des Antiimperialismus vgl. Kastner (2025).

»reaktiviertem Nationalismus« begriffen werden denn als eine Gegenbewegung zu ihr. Dies nicht zuletzt deshalb, weil nach wie vor außer Frage stehen sollte, dass es Ansätze braucht, die die Effekte der Kolonialität auf Frauen im globalen Süden untersuchen, wie die mexikanischen Feministinnen Karina Ocho Muñoz und María Teresa Gazón Martínez angemahnt haben (Ocho Muñoz, Gazón Martínez 2019).

Es ist wichtig, im Blick zu behalten, dass sich viele der Theoretiker*innen, die der dekolonialistischen Theorie zugeordnet werden, zu Israel/Palästina gar nicht geäußert haben. Hier wurden nur zwei Beispiele diskutiert. Als wie paradigmatisch sie gelten müssen, wäre erst noch zu debattieren. Eine Kritik jedenfalls, die post- und dekolonialistische Ansätze bloß als »Variante des rechten Ethnopluralismus« abtut (Elbe 2024: 18), greift sicherlich zu kurz.³ Denn die Beiträge dekolonialistischer Theorie zur Entwicklung der Sozialwissenschaften sowie zu deren schon 1971 vom mexikanischen Soziologen Rodolfo Stavenhagen geforderten Dekolonisierung sind wichtige Korrektive für eurozentrische Schlagseiten der modernen Sozialwissenschaften. Ihre Errungenschaften sollten nicht infrage gestellt werden. Zugleich müsste eine dekolonialistisch ausgerichtete Soziologie aber auch die Fallstricke reflektieren, die eine (alleinige) Anwendung ihrer Analyse- und Diskursmuster auf Israel mit sich bringt. Schließlich nehmen einige Vertreter*innen dekolonialistischer Theorie in ihren aktuellen Äußerungen zur Lage im sogenannten Nahen Osten analytisch wie politisch höchst fragwürdige Positionen ein.

Literatur

- Elbe, Ingo 2024: Antisemitismus und Postkoloniale Theorie. Der »progressive« Angriff auf Israel, Judentum und Holocausterinnerung. Berlin: Edition Tiamat.
- Grosfoguel, Ramón 2009: Human Rights and Anti-Semitism After Gaza. *Human Architecture. Journal of the Sociology of Self-Knowledge*, vol. VII, no. 2, 89–101.
- Grosfoguel, Ramón 2024: Gaza: The Warsaw Ghetto of the 21st Century. *The Long View*, vol. 6, no. 1, www.ihr.org.uk, letzter Aufruf am 13. Mai 2025.

3 Ingo Elbe beansprucht in seiner Auseinandersetzung mit postkolonialer Theorie nicht nur, deren Lücken zu zeigen, sondern sie »in Gänze als reduktionistisches Wissensregime« auszuweisen (Elbe 2024: 20). Dass dies trotz vieler stichhaltiger Argumente gegen die antisemitischen Tendenzen in manchen Positionierungen innerhalb der post- und dekolonialistischen Theorie allerdings nicht gelingt, ist der sehr tendenziösen und polarisierenden Interpretation geschuldet.

- Habermas, Jürgen 1988: Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kastner, Jens 2019: Raserei und Ausblendung. Anmerkungen zu Hartmut Rosas Theorie von Beschleunigung und Resonanz aus dekolonialistischer Perspektive. *analyse & kritik. Zeitung für linke Debatte und Praxis*, Heft 653, 34.
- Kastner, Jens 2022: Dekolonialistische Theorie aus Lateinamerika. Einführung und Kritik. Münster: Unrast.
- Kastner, Jens 2024: Worte wie Widerstand. Israel, Palästina und die globale Linke. Ein Beitrag zur Debatte. *Tagebuch. Zeitschrift für Auseinandersetzung*. <https://tagebuch.at>, letzter Aufruf am 13. Mai 2025.
- Kastner, Jens 2025: Abschied vom Antiimperialismus. *Merkur*, 79. Jg., Heft 911, 93–99.
- Messerschmid, Astrid 2024: Rassismus- und Antisemitismuskritik in den aktuellen Gewaltverhältnissen. <https://blog.soziologie.de>, letzter Aufruf am 13. Mai 2025.
- Nassehi, Armin 2009: Der soziologische Diskurs der Moderne. Berlin: Suhrkamp.
- Ocho Muñoz, Karina / Gazón Martínez, María Teresa 2019: Introducción. In Karina Ocho Muñoz (ed.), *Mirada en torno al problema colonial. Pensamiento anti-colonial y feminismos descoloniales en los sures globales*. México D.F.: Ediciones akal, 5–32.
- Quijano, Aníbal 2016: Kolonialität der Macht, Eurozentrismus und Lateinamerika. Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Reckwitz, Andreas / Rosa, Hartmut 2021: Spätmoderne in der Krise. Was leistet die Gesellschaftstheorie? Berlin: Suhrkamp.
- Schauer, Alexandra 2023: Mensch ohne Welt. Eine Soziologie spätmoderner Vergesellschaftung. Berlin: Suhrkamp.
- Stavenhagen, Rodolfo 1971: Sociología y Subdesarrollo. México D.F.: Editorial Nuestro Tiempo, 38–64.
- Vergès, Françoise 2020: Dekolonialer Feminismus. Wien: Passagen.
- Vergès, Françoise 2024: La liberación de Palestina sería una verdadera sacudida para el mundo. Interviewt von Sarah Babiker. *El Salto*, 15. Mai 2024. www.elsaltodiarío.com, letzter Aufruf am 13. Mai 2025.
- Young, Robert J.C. 2001: Postcolonialism. An historical introduction. Oxford: Blackwell.

Heinrich Popitz und die Vermessung des Sozialen

Tilman Allert

1.

Gern erinnere ich an Heinrich Popitz.¹ Es ist mir ein Vergnügen. Zur »Ehre«, die bei »Vergnügen« sogleich zur Stelle ist, gereicht ein solches Ansinnen in der Regel dann, wenn der Laudator es durch ausgewiesene Expertise verdient hat. Dem ist nicht so, denn ich gehöre zu denen, die Popitz kaum gekannt haben. Dies ohne Scham einzugestehen, gehört nun schon zum folgenden Porträt, wenn ich nämlich hinzufüge, als Erstsemester in den Bann einer Wirkungskraft geraten zu sein, die Popitz »Autoritätsfesselung« nennt, eine Form der Bindung. So beginne ich hier meinen »Exkurs über den Freiburger Schmuck«, mein Dank für frühe Gefangennahme. Bevor ich auf die pädagogische Fesselkunst im Allgemeinen sowie die des Heinrich Popitz im Besonderen zu sprechen komme, eine Bemerkung zum Vorgehen: Der Versuchung, mich mit einer Paraphrase des Werks davonzustehlen, möchte ich widerstehen. Vielmehr interessiert, wie das Leben in die Theorie eintritt, interessieren Ereignisse der formativen Phase, das Entstehen der Intellektualgestalt in den Worten des Philosophen Dieter Henrich. Zu einfach wäre es, die biografische Erfahrung als eine Ausgangsbedingung für die Theorieproduktion anzunehmen, ebenso abwegig wäre es jedoch, familiengeschichtliche Zusammenhänge auszublenden.

Als Autoritätsgefesselter nehme ich für das Folgende eine gewisse Portion Ungeniertheit in Anspruch, die Würdigung in Abschweifungen anzugehen. Denn der Zauber, von dem ich als Erstsemester erfasst wurde, wenn Heinrich Popitz Dienstag abends im Hörsaal hinter den Rauchschwaden

¹ Der Text basiert auf einem Vortrag an der Universität Freiburg anlässlich des 100. Geburtstags von Heinrich Popitz am 14. Mai 2025.

seiner Pfeife verschwand und wenn sich mit ihm Formeln und Summenzeichen seines Ideengebers Theodor Geiger im Tabaknebel auflösten, der Zauber bleibt wirkmächtig. Ohne Zauber, so meine These, ohne Zauber kein Lernen, ohne Zauber kein Einstieg in die Soziologie, kein Einüben der Kunst der begrifflichen Abstraktion. »Die Vermessung des Sozialen« enthält eine Anspielung. Daniel Kehlmanns Roman von den Abenteuern zweier großer Forscher, Alexander von Humboldt und Carl Friedrich Gauß, entnehme ich die Lizenz zu abschweifenden Kommentaren.

2.

Keine Abschweifung, vielmehr womöglich den Schlüssel zu einem Porträt enthält aus gegebenem Anlass, ein Rückblick auf den 8. Mai, das Jahr 1945. Eine Erinnerung von Maria Popitz stelle ich voran:

»Wenn man mit Heinrich irgendwo saß – zu Hause, im Garten, im Urlaub, am Strand, im Restaurant – da konnte es passieren, dass er mitten im Satz plötzlich abbrach. Er war dann gewissermaßen nicht mehr vorhanden, nicht mehr zugänglich. Das konnte bei seinem eigenen oder meinem Sprechen sein, meistens aber unterbrach er sich selbst.« (Popitz 2006)

»Worüber man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen«. Beginnen wir mit der Sinnstruktur transitorischer Abwesenheit, dem Aufscheinen der Untröstlichkeit in die laufende Unterhaltung. Ehemalige aus dem Freiburger Institut sind sich einig: Popitz hat über sein Leben nicht oder ganz selten gesprochen. Es waren, wenn überhaupt, Personen seines besonderen Vertrauens, denen er einen Einblick in sein privates Leben gewährte. Das beredte Schweigen, in das er plötzlich fallen konnte, während des Gesprächs, der geheimnishafte Bruch, durchzieht als *Cantus firmus*, wenn man das so paradox formulieren kann, das Werk. »Was menschliches Zusammenleben erlaubt, ist verschleiertes Verständnis«, wird er später schreiben. Die Nicht-Mittelbarkeit des inneren Erlebens wird, wie bei Niklas Luhmann, Ausgangspunkt für eine komplexe Theoriearchitektur. Auch die Distanzpflege teilt Popitz mit seinem berühmten Bielefelder Kollegen.

Es ist schwer, sich der Kunst der Verschwiegenheit, der Sinnstruktur transitorischer Abwesenheit zu nähern. Gewiss bilden Familiengeschichte und Nationalgeschichte in der formativen Phase ein Amalgam. Die Persönlichkeit formt sich in den Jahren des Übergangs. Doch für den Zwanzigjährigen beginnt die neue Zeit mit einer Zäsur. Als Soldat erlebt Heinrich Popitz, in der Geschwisterreihe von drei Kindern der Jüngste, das Ende des Zweiten Weltkriegs. Wenige Monate vor der Kapitulation, Anfang Februar

1945, nimmt er Abschied von seinem Vater, der als Mitglied der Verschwörer des 20. Juli am 3. Oktober 1944 zum Tode durch den Strang verurteilt und am 2. Februar 1945 als »Volksverräter« hingerichtet wird. Vom Soldatentod seines älteren Bruders Hermann, der sich mit seinem Bataillon in Folge des Schocks der Hinrichtung Anfang März 1945 heranrückenden russischen Truppen – in aussichtsloser Lage – entgegenwirft, erfährt Heinrich spät. Erst zwei Jahre später wird das Befürchtete traurige Gewissheit. »Die Dienstzeit in der Wehrmacht ist mir – auch durch diese Ereignisse – sehr schwer geworden. Als ich im Herbst 1945 aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, war es die Erfüllung eines langersehnten Zieles, daß ich in Göttingen beginnen konnte zu studieren.« Der Lebenslauf, aufgesetzt für die Bewerbung um ein Stipendium, listet den Lesestoff auf, den er als bewältigt meldet – Kant, Ästhetik, Kritik der Urteilskraft, eigentlich alles von Kant, Plato, Descartes, die englischen Empiristen, besonders Hume, Schopenhauer – es schlackern einem die Ohren: »Im Augenblick lese ich ›Sein und Zeit‹, das mich stark beeindruckt und beschäftigt«. Im weiteren Verlauf dieser Angeberei, bei Bewerbungsschreiben ist so etwas ja üblich, geben Stil und Inhalt den Blick frei auf die Aspirationen des Sohnes aus gutem Hause, des jungen Mannes, der bildungshungrig über das Universitätsstudium die neue Zeit erfahren will, streng mit sich selbst sowie im Bewusstsein zukünftiger Elitenzugehörigkeit als Akademiker:

»Nicht länger als drei Semester an meiner ersten Universität zu bleiben, war von vornherein mein Ziel. Es ist unsere große Gefahr, besonders da die Chance ins Ausland gehen zu können, sehr gering ist, in der Enge und Kurzsichtigkeit eines kleinen Rahmens [...] unser an sich schon sehr unbequemes Leben in dem für einen geistigen Menschen gefährlichsten Punkt bequemer zu machen. Dieser Bequemlichkeit nicht zu erliegen ist, wie ich finde, die wichtigste Aufgabe, der sich heute ein unbehauster Student in Deutschland stellen muß. [...] Sonst werden wir alle engherzige und rechthaberische Menschen werden. [...] Nach Heidelberg zu gehen, bewogen mich und meinen Freund, Herrn stud. phil. Hans-Paul Bahrdt, besonders unsere philosophischen Interessen.« (Nachlass Heinrich Popitz)

Unschwer zu erkennen: Eine preußisch asketische Disziplin spricht aus jeder Zeile – für uns Gelegenheit, einen Blick auf das Elternhaus zu werfen. Die Familie mit drei Kindern Hermann, Cornelia und dem Jüngsten: Heinrich, Heini genannt, führt im Berliner Westen ein Leben ohne ökonomische Sorgen, überschattet allerdings durch den frühen Tod der Mutter, Heinrich ist gerade zehn Jahre alt. Der Vater Johannes Popitz – seine Biografie wäre ein

Seminar wert – ist ein ausgewiesener und hoch reputierter Finanzwissenschaftler, der sich in der Ministerialbürokratie mit einflussreichen Publikationen an die Spitze von Initiativen zur Verwaltungs- und Steuerreform gearbeitet hat. Typisch für die Weimarer Bildungselite ist die Überzeugung, am preußischen Vorbild die Staatsgeschäfte zu überprüfen. Popitz arbeitet als Finanzminister an höchster Stelle, verbleibt in dieser Funktion nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, übernimmt die politische Definition seines Milieus, Hitler sei ein Skandal, aber manchmal bliebe kein anderer Weg als der autoritäre. Popitz geht zunehmend auf Distanz zum Regime und beschließt 1938 in Reaktion auf die Ereignisse um die Progrome nach dem Reichstagsbrand, sich den Kreisen um den deutschen Widerstand anzuschließen. Exemplarisch repräsentiert er den im großstädtischen Bürgertum nicht untypischen Habitus der stolzen Verkennung der Realität und Selbstillusionierung über eigene Gestaltungsmöglichkeiten innerhalb des NS-Regimes. Spöttische Erhabenheit des elitenbewussten Schinkel-Preußens gegenüber den Nazis kennzeichnet den Kosmos der höheren Kreise: »In unserer Partei sind alle Guten isoliert und schwach und sind alle Bösen einflussreich und kraftvoll.« Um einen Tyrannen zu töten, braucht es, so scheint's, die Lektüre von Stefan George; Goethe und Fontane reichen nicht aus.

Kommen wir zurück zu Heinrich, der sich, wie wir schon gehört haben, während des Studiums in Göttingen mit Hans-Paul Bahrdt anfreundet. Das Studium ist keinesfalls unverträglich mit einem politischen Engagement für die Linke. Ja, der Briefwechsel mit Bahrdt lässt keinen anderen Schluss zu: Auch diese Generation hat ihr 68 gehabt, die utopischen Phantasien, die in sozialistischen Studentengruppen gepflegt wurden – Marx-Referate werden seitenlang untereinander diskutiert. Zur Freundschaft der beiden Pioniere der Erforschung des Arbeitermilieus hier eine aufschlussreiche Briefpassage – beinahe ein Vorgriff auf Heinrichs Version von Soziologie: »Mein Referat über die Zünfte in Krakau und Posen«, schreibt Bahrdt, »habe ich mit letzter Kraft noch fertiggestellt. Es hing mir zuletzt meterlang zum Halse heraus. Ich warne Dich vor sozialgeschichtlicher Einzelforschung, es ist die meiste Zeit geisttötend [...] Bin neugierig, ob es die Gnade von Heimpel findet.« Ohne Zweifel hat Popitz die Mahnung seines Freundes beherzigt. Bahrdt schreibt:

»Wir kamen aus Familien, versehen mit einer herkömmlichen bildungsbürgerlichen Erziehung, hatten in der Studienzeit Marx, vor allem die Frühschriften gelesen, eine Gelegenheit, den damals stockbürgerlichen elfenbeinartigen Turm der Universität zu verlassen und vor Ort zu gehen, dorthin, wo die Arbeiter, von denen man so viel gehört hatte, lebten und arbeiteten.« (Nachlass Heinrich Popitz)

Eine unbekannte Welt, das Leben der Arbeiter, eine unbekannte Philosophie, die Philosophie der Entfremdung. Stimmig mit den utopischen Phantasien des jungen Studenten entsteht bei Karl Jaspers Heinrichs Dissertation über die Marxschen Frühschriften, Jahrzehnte später, auch in Frankfurt – neben der Kapitallektüre – ein Kultbuch (Popitz 1953). So avantgardistisch die ersten Projekte als Wissenschaftler anmuten, bei Heinrich persistiert die Erschütterung, der Einbruch der Untröstlichkeit. Er wird ein Professor mit dem Charisma des Verhaltenden, ein insofern unprofessoraler Prof. umgeben vom Zauber der Verschwiegenheit. Zwar verblassen die entfremdungstheoretischen Fragestellungen, doch im Schatten des biografischen Schicksals melden sie sich umso dringlicher zu Wort: Wie ist Abhängigkeit möglich, wie Macht und Herrschaft? So entsteht die Freiburger Version der Frage: Wie ist Gesellschaft möglich?

3.

Meine nächste Abschweifung nimmt den Umweg über das Herzstück der Weberschen Soziologie. Nicht die »Protestantische Ethik«, nicht »Wissenschaft als Beruf«, auch nicht die Freiburger Antrittsrede »Nationalstaat und Wirtschaftspolitik« mit dem flammenden Appell eines 31jährigen an die führenden Schichten, sich der Arbeit an der deutschen Politik zu widmen, die er »durchweht [sieht] von der ersten Herrlichkeit des nationalen Empfindens« – Johannes Popitz hätte um einen Sonderdruck gebeten.

Ich wähle die Religionssystematik aus dem Kapitel »Typen religiöser Vergemeinschaftung«. Sie enthält mit der Trias von Zauberer, Priester und Prophet die begriffliche Exposition der Handlungsformen, die am Anfang der Religionsentwicklung stehen. Mit der viel zitierten These vom Zauberer, dem Schamanen, als dem ersten Beruf, ein Handeln, das die Strukturmerkmale von jedweder Professionalität enthält. Es handelt sich um Expertisierungen, die auf ein individuell oder kollektiv erfahrenes Ausgangsproblem antworten: auf die Nichtzurechenbarkeit von Krisen. Der Zauberer legt Steinchen, inszeniert Lärm, Rausch, Maske und Verkleidung. Er kommt außeralltäglich daher. Der Priester wiederum wählt den Zugang über den Kult, Liturgie und Gebetszumutung an diejenigen, die sich in der Krise, der Not an ihn wenden. Gottesdienst nennt Weber das – um das Risiko der Verselbständigung des priesterlichen Betriebs und damit der Wertdeflation, der Erosion der Glaubwürdigkeit des Heilungsversprechens. Und schließlich der Prophet, der den faulen Zauber des Zauberers durchschaut. Der Routine des priesterlichen Betriebs misstraut er, gleichermaßen der Orthodoxie und den kanonisierten Texten, um mit dem »Es steht geschrieben, ich

aber sage Euch«, mit einem Personalcharisma also, das Versprechen auf neue Offenbarung, auf Heilung, und das mit einer exklusiven Gefolgschaftszumutung in die Welt zu bringen, dem Kanon somit neuen Schwung einhaucht. Die Trias von Zauberer, Priester und Prophet, im Weberschen Exposé im Kern historisch gedacht, bezieht sich keineswegs auf ein höflich respektvolles Nebeneinander. Wir haben vielmehr ein hochexplosives, dynamisches Ensemble von Experten mit Zuständigkeitsanspruch vor uns. Eine Konstellation, in der keiner dem anderen grün ist, in der jeder versucht, beim Konkurrenten die Mittel der kommunikativen Performanz, bei Weber »Heilmittel« genannt, abzukupfern. Unter Bewährungszwang zu stehen, ist für alle drei unausweichlich: Wenn trotz Steinchen der Regen ausbleibt, wird der Zauberer aus dem Dorf gejagt, wenn das Beten nichts hilft, bleiben die Kirchen leer, und wenn die Magie des Wortes ohne Wirkung bleibt, dann gilt der Prophet nichts im eigenen Land.

Weber-Deutungen gibt es bekanntlich so viele wie es soziologische Institute gibt – bis heute ist das nicht anders. Unsereiner liest die Trias als ein strukturelles Gebilde, sie ist Konstellation und historische Verlaufsgestalt in einem. Damit erreichen wir den Hörsaal sowie den Lehrbetrieb in der Günterstalstraße, dem Sitz des Freiburger Instituts für Soziologie. Die Trias bezeichnet nichts anderes als eine pädagogische Konstellation, ein Ensemble von Performanzen der Vermittlung. Die Zauberei, die Mischung aus Eitelkeit und Mission, die methodisch kontrollierte Explikation sowie drittens – souverän, beinah lässig, aber leicht gesagt – die Mahnung, doch so wörtlich nicht zu nehmen, was als zum Kanon gehörig gelehrt wird.

Den Ausflug zu Weber habe ich nicht gewählt, um Gebildetheit zu demonstrieren. Es geht um den Zugang zu einem Schlüsselerlebnis aus meinem ersten Semester, mein Erscheinen in der Sprechstunde meines Profs. Das Unerklärliche liegt nicht etwa in der Entscheidung für die Soziologie, die war längst gefallen, gefesselt war ich längst: Konzentriert tippte ich des Abends meine Mitschriften in die Reiseschreibmaschine.

Das Unerklärliche liegt in dem Umstand, Popitz überhaupt aufgesucht zu haben. Ein Referat etwa war nicht zu besprechen. Dazu war ich als Erstsemester nicht befugt, schon gar nicht kam ich mit eigenen Elaboraten, so wie der erfindungsreiche Friedrich Pohlmann zu Protokoll gibt. Nein, mir war wichtig, meinem Prof. mitzuteilen, meine Entscheidung getroffen zu haben, Soziologie zu studieren.

Unvergesslich klingt mir sein »Wollen Sie wirklich Soziologie studieren?« noch heute in den Ohren. Hermeneutisch fortgebildet, in den unterschiedlichsten Lesarten: Spricht da mit Blick auf die Berufschancen ein Komplize der Eltern? – Erinnern wir uns nicht, dass sich Heinrich Popitz notorisch gegen ein Diplom in Soziologie ausgesprochen hat? Die Lesart »Wir sind in unserem Fach doch erst am Anfang, wir wissen selbst kaum, wie man das macht« scheint mir plausibler. »Sie machen mich zu einem Lehrer, der ich ernsthaft nicht sein kann.« Wir haben es mit einer pädagogischen Urszene zu tun. Ihre Dynamik bezieht sie aus dem Problem: Wie gelingt es, dem Novizen etwas von der Begeisterung zukommen zu lassen, die einen selbst erfasst hat? »Autorität ist anerkannte Überlegenheit«, so steht's bei Popitz, aber so weit sind wir in der besagten Sprechstunde nicht. Im Unbewussten der beiden Akteure – Professor in der Sprechstunde und ihm gegenüber der Jungstudent – mag der Wunsch wirksam gewesen sein: »Ich spreche dich als Autorität an, ohne über die Voraussetzung dafür zu verfügen, Deine Überlegenheit anzuerkennen – eine Anerkennungssehnsucht führt mich zu Dir.« »Auf der Suche nach dem Meister«, stellt Gerd Spittler seine intellektuelle Autobiografie sogar ganz unbefangen unter diese Überschrift. Ist ein Erstsemester nicht jemand, der nichts versteht, nur den normativen Druck verspürt, dem Entstehen von Gedanken staunend zu folgen? Und ist im pädagogischen Raum das Beginnen, die ersten Schritte, ohne die Wirkmächtigkeit des Zauberers, der einen führt, überhaupt denkbar? »Man soll Autoritätsbindung nicht zum Sündenbock machen – sie kann Selbstbewußtsein fördern oder verhindern. Das Streben nach Anerkennung durch Autoritäten ist [...] auch ein Streben nach Anerkennung unserer selbst.« (Popitz 1992: 118 ff.)

Offenbarung ist ohne die Bereitschaft des Empfängers gar nicht denkbar. Mit Popitz erschließt sich somit das bizarre Geschehen vor und hinter dem Schreibtisch des Meisters. Das Selbstgefühl des Anfängers, Anerkennungssehnsucht, begründet die Wirkung von Popitz auf den Erstsemester, der ich war. Lernen impliziert die Bereitschaft, sich verzaubern zu lassen. Wer noch nichts versteht, hält sich immerhin an die Zeremonialität des Auftritts: Die Pfeife, der aufsteigende Rauch lieferten Evidenzen *en masse*, so schwante einem, gefangen war man von der Statik der Streichholzpyramide, die während der Vorlesung entstanden war, wenn beim Aufzeichnen der Geigerschen Formeln vor lauter Konzentration die Pfeife in Vergessenheit geraten und neu zu entzünden war.

4.

Werfen wir mit Georg Simmel einen Blick auf den »Raum und die räumliche Ordnung«, eine weitere Abschweifung. Ist der Hörsaal das Laboratorium der Handlungstheorie, so stützt die Villa in Freiburgs Günterstalstraße, der Ort der Geltungsüberprüfung, die Zeremonien der professoralen Außeralltäglichkeit: Von seiner Anmutung her erinnert das neogotische Gebäude mit knarrenden Dielen an die Kulisse für einen Kriminalfilm. Die Fenster ewig geschlossen, unter dem Dach unzählige Zimmer für Leute, die die früheren Bewohner der Villa vermutlich als Gaubengesindel bezeichnet haben. Mit einer Sekretärin, die auf der Anrede »Fräulein Hofmann« besteht, hochgebildet, fremdsprachenkundig, zur Zeit der sowjetischen Besatzung Chefdolmetscherin des Militärkommandanten in Berlin, wäre der Plot für einen Schwarzwald-Krimi beinah schon entworfen.

Läge die Villa am Meer, wäre Edward Hopper zur Stelle gewesen. Nun, niemand ist in der Günterstalstraße mit einem Glas Milch die Treppe hoch. Niemals sah man eine Frau, schon gar nicht nackt, am Fenster, um in die Ferne zu schauen.

Assoziationen aus den Nachtgedanken des Erstsemesters werden Lügen gestraft, wendet man sich dem Interieur der Villa zu, eine Bühne für lebendige Geschäftigkeit. Mit »gedämpft« wäre der Auftritt der Personen zu umschreiben. Jedenfalls ist, wer die Villa betritt, von Bedeutsamkeit umgeben, ohne eigenes Zutun. Der englische Club gibt die Kleiderordnung vor, die Assistenten im Habit alles andere als gediegen, vielmehr demonstrativ gehoben – dunkler Feincord eben. Man trägt Fliege, der Geschmack von süßem Tabak durchzieht das »Feld objektiver Beziehungen« – »im abgeschwächten Luxus der alten Bourgeoisie«, um es mit Bourdieu zu sagen.

Kurzum, die Günterstalstraße setzt als räumliche Ordnung sowie im Auftreten der Personen das Faszinosum fort, dem man von Beginn an erlegen war: Charismaperpetuierung, das Charisma des Verhaltenden, die Idee, teilzuhaben an etwas, das entworfen wird, noch im *statu nascendi*, von Rätselhaftigkeit umwittert, ein Projekt. So feierlich erscheint der Paradigmenwechsel nach Freiburger Art. Nun wäre die skizzierte Anmutung des Raumes als ein Distinktionstheater falsch verstanden. Nein, wir kommen zur These zurück: kein Lernen ohne Außeralltäglichkeit – kein Beginn ohne das Charisma der Lehrenden. Wie sonst gibt es für die, die beginnen, einen Weg in die Abstraktion, die unser Fach zumutet, wie anders als durchs Ergriffen-

sein gelingen die Anstrengungen der Detrivialisierung der Realitätswahrnehmung, um es mit M. Rainer Lepsius zu sagen, dem schwierigsten Schritt in das soziologische Denken.

5.

»Handeln ist wie Denken, nur krasser« – so wäre der Paradigmenwechsel in der Nachkriegssoziologie nach Berlin-Kreuzberger Art zu übersetzen, ein Paradigmenwechsel, dem auch die Freiburger Soziologie um Heinrich Popitz sich anschließt. Das hat eine historische Komponente, das erschütterte Selbstbewusstsein einer Nation, die auf eine Mission gesetzt hatte, auf die Durchsetzungskraft von Ideen, auf die Gestaltungskraft von auserlesenen Personen. Das hat des Weiteren eine methodologische Dimension: das Arkanum der Soziologie als eine Perspektive des Nichtselbstverständlich-Machens des Selbstverständlichen. Diesen Paradigmenwechsel vollzogen und ihn dabei in seiner eigenen Begrenztheit verstanden zu haben, darin liegt die Leistung von Popitz und somit steht er im Pantheon der Disziplin ganz weit oben, ein weiterer heimlicher »König aus Freiburg«. Angesichts des mancherorts wild gewordenen Konstruktivismus der gegenwärtigen Soziologie wünschte man sich von ihm so manchen Ordnungsruf.

Das Soziologieprogramm, das mit Popitz unsere Debatten nachhaltig bereichert, stellt nicht das »Sein zum Tode hin« (Martin Heidegger), nicht das »Sein zur Geburt« (Hannah Arendt) hin, vielmehr das Sein zum Anderen hin an den Anfang. Das Gegenüber, das dem Handelnden als ein Rätsel gegenübersteht und mit der Frage konfrontiert: Wer bist Du, wer bin ich für Dich, zwei Verletzungsoffene, zwei Verletzungsmächtige.

6.

Eine kleine Respektlosigkeit kann ich mir nach so viel Hymne nun nicht verkneifen, die Popitz-Fans bitte ich um Nachsicht. Popitz ist der Grundlagentheoretiker. Wie kein anderer der Gründer arbeitet er an den Konstitutionsbedingungen der Sozialität und just damit eröffnet er dem Fach Kontinente, in die andere sich bis heute nicht vorgewagt haben: Die Komplementarität von Norm und Sanktion, Normgeltung über Sanktionsgeltung ist zwingend für jede Analyse. Des Weiteren: Die Normgeltung wirft die Frage nach der Genese auf, ontogenetisch wie phylogenetisch. Popitz liest René Spitz, er wird Sozialisationstheoretiker, spricht von Kindern – soziales Handeln bei Max Weber ist bekanntlich ein Erwachsenengeschehen. Popitz ist der Psychoanalytiker unter den Soziologen, ein Virtuose der Übertragungs-Gegenübertragungsanalyse. Und Popitz, in Göttingen Plessner geschult,

nimmt als Soziologe die Anthropologie in den Blick und hebt in einem genialen Entwurf den Gehlenschen Naturalismus aus den Angeln – die Anthropologie der Hand, mein persönliches Lieblingsstück, begründet seine Soziologie der Technik. Schließlich und vor allem: Popitz ist der Theoretiker, der der Phänomenologie wie selbstverständlich einen Ehrenplatz sichert in der Werkstatt unseres Denkens.

Nun aber nach so viel Dur ein wenig Moll: Steckt nicht in vielen Beiträgen etwas Bricoleurhaftes? Die »Phänomene der Macht«, ein Kultbuch und in den Bibliotheken unseres Faches ständig ausgeliehen, ein Entwurf, durchzieht ihn nicht die skrupulöse Anstrengung des Eigenbrötlers? Johannes Siegrist berichtet, Popitz habe in Freiburg ein Zentrum für die Erforschung professioneller Autorität gründen wollen. Dazu ist es nicht gekommen.

A propos Kontinente: »Wer einen neuen Kontinent erforsche«, lässt Daniel Kehlmann Alexander von Humboldt an seinen Bruder schreiben, »für den müsse alles wichtig sein«. Man mag es für abwegig halten, eine Ähnlichkeit mit den Protagonisten des Romans Alexander von Humboldt sowie dem Göttinger Carl Friedrich Gauß zu behaupten. Nimmt man die Spanne in Augenschein, in der Heinrich, der Student aus behütetem bürgerlichen Milieu der adoleszenten Neugier nachgeht, hat man einen Gelehrten vor sich, der intellektuell Kontinente durchstreifte, und ich meine nicht den Aufenthalt an der Columbia University. Und Carl Friedrich Gauß? Erinnert nicht die in Freiburg zur Blüte kommende Rekonstruktion von Grundformen sozialen Lebens an die Akribie, mit der ein Gauß vorgeht, jemand, der im Unterschied zu Humboldt das Reisen nicht braucht, um über das Geheimnis der geraden Linie dem Wesen der Zahl oder Raum und Zeit auf die Spur zu kommen.

Popitz an der Tafel im Hörsaal, der Wechselwirkung von Norm und Sanktion, dem Normbenefiziar und anderen Gestalten nachspürend, steht er mit seiner Pfeife nicht wie Jemand da, der ohne Sammeln und Messen auskommt? Zunächst gelte es, so sein ständiges Mahnen, eine Begrifflichkeit zu entfalten, an die eine empirische Überprüfung, Verteilungshäufigkeit und anderes mehr, überhaupt erst anschließen könne. »Er habe keine Lust gehabt, sich dem Gespött der Leute auszusetzen«, lässt Kehlmann Carl Friedrich Gauß grummeln. Und weiter:

»Projekte, schnaubte Gauß. Gerede, Pläne, Gespräche mit zehn Fürsten und hundert Akademien, bis man irgendwo ein Barometer aufstellen dürfe. Das sei doch nicht Wissenschaft. Ach, rief Humboldt, was sei Wissenschaft denn dann? Ein Mann allein am Schreibtisch. Ein Blatt Papier vor sich [...] Und wenn dieser Mann nicht aufgebe, bevor er verstehe. Das sei vielleicht Wissenschaft.« (Kehlmann 2009: 248)

Was die Linie für Gauß war, ist für Popitz die soziale Rolle. Und er stellt klar, was weichenstellend für das Fach werden sollte: Die soziale Rolle ist nicht etwa eine Realitätsabbildung und deshalb die Gesellschaft nicht ein Ärgernis, sondern eine analytische Abstraktion. Freiheit von der Gesellschaft, der folgenschwere Irrtum Dahrendorfs, der Freund, der mit seiner praxisorientierten Zielgebung des Faches schon auf dem Olymp stand, war seine Sache nicht. Schon gar nicht würde er – ganz Gauß – mit dem Humboldtschen Credo zurechtkommen, die Wissenschaft werde ein Zeitalter der Wohlfahrt herbeiführen.

Unser Abstecher in die Poesie mag überraschen, doch er bringt uns eine anrührende Seite im Lebensduktus des Gelehrten nahe. Die Zurückhaltung, die Verschwiegenheit, in der sich Popitz der Vermessung des Sozialen widmet, öffnet kehrseitig – und nicht zufällig – den kreativen Raum für eine zarte Verspieltheit, die Schüttelreime, die Regression auf geblödelte Verse – einen kuscheligen Kater namens Tivoli, dem im Hause Popitz, zumindest bei Heinrich alles erlaubt war, müssen wir dazu denken. Der tiefe Ernst in der konstitutionstheoretischen Reflexion findet eine Entlastung in der leisen Ironie, in der er unbekümmert bis zur Albernheit in Versen à la Robert Gernhardt die eigene denkerische Arbeit auf die Schippe nimmt. Nach dem Erfahrungsverlust, den der Nationalsozialismus bewirkt hat, kann jemand wie Heinrich nicht ungebrochen an das Fontanesche Erzählen anknüpfen, von dem der Vater ununterbrochen schwärmte. Die Verschlossenheit bleibt. Das Malen von Aquarellen, die Spiellust und der Schüttelreim ermöglichen ihm Ausflüge ins Vergnügen, das befreit von dem, was unbeweglich macht – natürlich gehört der badische Wein und die halbernsteste Zeremonie des Schlüpfens dazu.

7.

Kommen wir zum Schluss: Gibt es eine Schülerschaft, ein Freiburger Paradigma, ein Gemeinsames, einen latenten Sinn, angelegt in den Tiefenschichten des intellektuellen Profils, Erinnerungsspuren gleich? Die Antwort liegt nicht auf der Hand. Es sei denn, man besinnt sich des Aufsatzes, der Heinrich Popitz über die Grenzen des Faches hinaus bekannt gemacht hat: »Die Präventivwirkung des Nichtwissens«. »Anstiftung« ist der Gegensinn der Prävention. Das geistig Gemeinsame unter den Vielen, die in Heinrich Popitz, wie Wolfgang Eßbach zu seinem Tod schrieb, einen großen Lehrer verehrt haben, folgt der Logik des Anstiftens. Schülerschaft von Heinrich Popitz bedeutet, sich den Krisendiagnostiken unserer Disziplin ebenso zu ent-

ziehen wie den Versprechungen einer nach vorn gerichteten suggestiven Zukunftsvision. Die Schüler vereint eine Kultur der Skepsis, die sich aus der Generationsgebundenheit gelöst hat. Als hätten sie die Botschaft aus der Sinnstruktur der Unterbrechung aufgenommen, die Mahnung, in eigenen Arbeiten der ›Verletzungs Offenheit‹ und der ›Verletzungsmacht‹ Raum zu lassen – keine Erlösungssoziologie, keine Kassandrarufe, sondern eine anthropologisch fundierte Soziologie, die den Reichtum des phänomenologischen Erschließens der Welt nicht scheut.

Ich schließe, nicht ohne mit einem Vierzeiler von Heinrich Popitz den Jubilar von dieser Stelle aus herzlich und dankbar zu grüßen:

Die Zeit wird alt, verliert Gestalt
wir gehen in den Garten
Aus einst wird bald. Die Zeit wird alt
dort können wir ruhig warten.

Literatur

- Kehlmann, Daniel 2009 [2005]: Die Vermessung der Welt. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Nachlass Heinrich Popitz, Sozialwissenschaftliches Archiv Konstanz.
- Popitz, Heinrich 1953: Der entfremdete Mensch. Zeitkritik und Geschichtsphilosophie des jungen Marx. Tübingen: Siebeck.
- Popitz, Heinrich 1992: Phänomene der Macht. 2., stark erweiterte Auflage Tübingen: Siebeck.
- Popitz, Maria 2006: Nachwort. In Heinrich Popitz, Die Quadratur des gordischen Knotens. Zettelverse. Augsburg: Jürgen Crome Verlag.

Lars Clausen und Sambia

Feldforschungen in Subsahara-Afrika

*Lara Pellner und Alexander Wierzock*¹

Der vorliegende Text ist eine erste Auskopplung aus dem von der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur finanzierten Projekt »Kulturen, Krisen, Klassiker. Editionsprojekt Lars Clausen«, das seit Februar 2025 am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen entsteht. Unter Leitung von Lara Pellner, Hans-Georg Soeffner und Alexander Wierzock arbeitet das Forschungsteam das wissenschaftliche Wirken Lars Clausens (1935–2010) auf und ordnet es in den soziologischen wie ideengeschichtlichen Gesamtkontext ein (www.kulturwissenschaften.de).

Die Universität Münster im Wintersemester 1967/68: Es ist ein Mittwoch, 14 Uhr und Studierende der Soziologie finden sich zu einem Fortgeschrittenenseminar ein. Der wissenschaftliche Assistent Otthein Rammstedt und der Privatdozent Lars Clausen halten einen Lektürekurs »Zur Theorie der Revolution« ab. »Wir saßen also und hörten mit einem ganz anderen Ohr auf die Theorie der Revolution«, erinnerte sich Clausen in der posthum erschienenen *Meine Einführung in die Soziologie* über diese Zeit der späten 1960er Jahre (Clausen 2015: 202). Welche Texte wurden in diesem Winter 1967/68 bei ihm und Rammstedt gelesen und besprochen? »Was waren die großen Namen? Jomo Kenyatta, *Facing Mount Kenya*; Kwame Nkrumah, Kenia, Goldküste, heute Ghana; Julius Nyerere, afrikanischer Sozialismus in Tansania; Kenneth Kaunda, *Humanism in Zambia*. Das waren Leute, die [...] gelernt hatten, wie man denkt, dass man eine Theorie braucht – und dass man anders denken muss für Afrika.« (ebd.) Diese Lektüre und die genann-

¹ Wir bedanken uns bei Emily Beyer und Insa Ellerbrock für die Datenaufbereitungen.

ten Autoren, allesamt politische Wortführer der afrikanischen Entkolonisierung mit Affinitäten zum Panafrikanismus, der Négritude, dem Conscienceismus und anderen Erneuerungshoffnungen sind als Statement zu begreifen. Das »Theoretisieren als solches« hatte sich in den späten 1960er Jahren in »eine hochpolitische Geste« verwandelt, wie der Politikwissenschaftler Jan-Werner Müller treffend in seiner Bestandsaufnahme der politischen Ideengeschichte Europas im 20. Jahrhundert konstatiert (2018: 293). Auch Clausen trug zu dieser Politisierung bei, indem er die Literatur des sogenannten globalen Südens ins westfälische Münster beförderte. Die Texte postkolonialer Führungsfiguren wurden offensichtlich als genuine Beiträge zu einer politischen Theorie (innerhalb der Soziologie) und als Impulse für eine sozio-kulturelle Erneuerung ernst genommen. Damit eröffnete sich auch die Möglichkeit den geografischen Referenzrahmen der Soziologie zu verschieben – weg von einer eurozentrischen Position, hin zu einer afrikabezogenen und vielleicht auch globalen Perspektive auf soziale Transformationen. Lars Clausen als Akteur einer derartigen epistemischen Wende einzuordnen, mag überraschen, wird er doch heute vornehmlich als Pionier einer Katastrophensoziologie (Dombrowsky 1995) oder als Wissenschaftsorganisator der *Ferdinand Tönnies-Gesamtausgabe* rezipiert (Geenen 2012). Diese Einordnungen sollen gar nicht bestritten, sondern um eine Perspektive auf den jungen Clausen und seine Beschäftigung mit dem globalen Süden ergänzt werden. Im Speziellen ist zu klären, ab wann sich diese Hinwendung vollzog, wie Clausens Habilitation zu diesem Themenkreis einzuordnen ist und in welcher Weise sich diese Beschäftigung in Lehre und Forschung niederschlug. Vor dem Hintergrund dieser Fragestellungen versteht sich der vorliegende Beitrag als explorative Annäherung an Clausen als Vertreter einer bundesrepublikanischen Soziologie am Kreuzungspunkt der 1960er und 70er Jahre.

Hinwendung zu Afrika

In der Abteilung »Soziologie der Entwicklungsländer« der Sozialforschungsstelle Dortmund

Es ist »ein absolutes Kopfschussprogramm, wenn Sie sich zu Entwicklungsländern habilitieren, Sie werden nie einen Ruf bekommen.« (Clausen 2015: 183) Diese martialische Warnung bekam der junge Lars Clausen im Vorfeld seiner Habilitation von Karl Heinz Pfeffer zu hören. Die mahnenden Worte

mögen überraschen, da Pfeffer selbst einen Lehrstuhl für die »Soziologie der Entwicklungsländer« an der Universität Münster innehatte. Darüber hinaus leitete er an der Sozialforschungsstelle in Dortmund, an der Clausen als sein wissenschaftlicher Assistent fungierte, eine gleichlautende Abteilung. Zu Pfeffer und der Sozialforschungsstelle, die in den 1960er Jahren längst im Status eines Großbetriebs für empirische Gesellschaftsanalyse rangierte (Adamski 2009: 13), war Clausen nach der in Münster im Jahr 1963 erfolgten Promotion gestoßen. Den Doktorgrad hatte er mit einer Studie zur Soziologie der Werbung erlangt – ein naheliegendes Thema für den 1960 in Hamburg diplomierten Kaufmann (Clausen 1960; 1964). Beide Bildungspatente hatte er bei seinem akademischen Lehrer, dem Soziologen Helmut Schelsky erworben, der zugleich als Direktor offiziell der Sozialforschungsstelle vorstand. Schelsky war es auch, der den durch seine nationalsozialistische Vergangenheit hochgradig belasteten Pfeffer zwei Jahre zuvor nach Münster und Dortmund geholt hatte.² Persönliche Meinungsverschiedenheiten, die Clausen später als »Abfall von Schelsky« bewertete (Clausen 2015: 169), hatten dazu geführt, dass der frischgebackene Doktor schließlich für die Habilitation zu Pfeffer wechselte.

Durch seinen neuen Betreuer und Vorgesetzten – das Anstellungsverhältnis an der Sozialforschungsstelle begann offiziell im März 1963 – kam Clausen mit dem Feld der Entwicklungssoziologie in Berührung. In den damaligen Diskussionen dieser speziellen Soziologie zwischen Modernisierungs- und Dependenztheorien bemühte sich Clausen um eine eigenständige Position, die er mit der Forderung nach mehr empirischer Grundlagenforschung verknüpfte. Gleichzeitig stellte er auch das Selbstverständnis des Fachbereichs auf den Prüfstand. »Entwicklungssoziologie« unterschiebt eine Geschlossenheit«, wie er in einer Sammelrezension aus der Zeit festhielt, die es aus seiner Sicht gar nicht gab (Clausen 1966a: 285). Statt dieses aus seiner Sicht »abscheuliche Wort« zu gebrauchen, das »den Entwicklungsbegriff der Psychologie, der Jugendsoziologie und wem noch« raubte, regte er dazu an, von »geplante[m] sozialen Wandel, Wirtschaftswachstum, Industrialisierung« oder »Rationalisierung« zu sprechen (ebd.). Clausens Beschäftigung mit dem Entwicklungsdenken der 1960er Jahre führte ihn schließlich dazu, dieses grundlegend zu hinterfragen, indem er auf Prozesse negativer Konvergenz hinwies: »Das »abendländische« Beispiel gerade hat nämlich in manchen Gesellschaften (zum Beispiel Afrikas oder Polynesiens) die Gleichberechtigung der Frau erst zerstört.« (Clausen 1969a: 666) Diese kritische Grundhaltung reifte bei Clausen im Zuge eigener empirischer Feldforschungen, die er einer der größten Bergbauregion in Ostafrika widmete.

2 Mit Bezug auf die Entwicklung der Abteilung siehe Adamski (2009: 182 ff.).

Im Feld des Copperbelt

Soziologische Reisen in Südafrika

Clausen lernte Subsahara-Afrika Mitte der 1960er Jahre kennen, als er Länder wie Uganda, Malawi, Simbabwe und Sambia bereiste. Er bewegte sich damit in Gesellschaften, die im späten 19. Jahrhundert unter britische Herrschaft geraten waren. Diese rassifizierten Kolonialregime, in denen weiße und schwarze Bevölkerungsgruppen im Alltag wie im Berufsleben hochgradig segregiert voneinander lebten, befanden sich allerdings im Jahr 1964, als der damals 29-jährige Clausen vor Ort eintraf, auf dem Weg in eine neue postkoloniale Realität. Uganda war bereits seit 1962 unabhängig, die übrigen drei Staaten – unter den kolonialen Bezeichnungen Njassaland sowie Nord- und Südrhodesien³ – verharrten noch unter britischer Herrschaft. Im Oktober 1964 wurde Sambia und im Juli des Folgejahres schließlich auch Malawi unabhängig, während Simbabwe hingegen erst 1980 die Unabhängigkeit feierte. Die meiste Zeit seiner Aufenthalte, die ihn somit zum Zeugen der Entkolonisierung Afrikas machten, brachte Clausen mit Feldforschungen zu, die er im Copperbelt durchführte, einer nordwestlichen Region Sambias.

Die Provinz Copperbelt umfasst ein Gebiet, das sich über eine Länge von 800 km und eine Breite von 250 km in nordwestlicher Richtung bis in die Provinzen Haute-Katanga und Lualaba der heutigen Demokratischen Republik Kongo erstreckt. Reiche Vorkommen an Kupfer- und Kobalterzen, die seit den 1920er Jahren systematisch abgebaut werden, ließen hier eine der größten Bergbauindustrien des afrikanischen Kontinents entstehen. Bis zur Nationalisierung der Extraktivsektoren im Jahr 1970 befand sich die Erzgewinnung in privater Hand. Großkonzerne wie die 1931 in London gegründete Rhokana Corporation, ein Konsortium internationaler Kapitalinteressen, die mit der Nkana-Mine im Jahr 1964 nahezu ein Fünftel aller im Copperbelt gewonnen Erze förderte, kontrollierten die Extraktion der Bodenschätze (Munene 2022). Dieses Bergwerk, das in unmittelbarer Nähe zu Kitwe – heute wie damals die zweitgrößte Metropole Sambias – entstanden war, wählte Clausen zum Ausgangspunkt seiner Feldforschungen. Als zweite Fallstudie kam das rund 250 km südlich, außerhalb des Copperbelt gelegene Broken Hill (seit 1965 Kabwe) hinzu. In dieser Stadt befand sich ein Zentrum des sambischen Eisenbahnsystems mit Werkstätten der Rhodesia Railway. An beiden Standorten führte Clausen eine auf Fragebögen basierende Interviewstudie durch.

3 Letzteres allerdings nicht als Protektorat, sondern als intern autonom verwaltete Entität.

Die sozialwissenschaftliche Beschäftigung des aus der Bundesrepublik kommenden Feldforschers mit dem Copperbelt reihte sich ein in Dutzende von Studien, die seinerzeit Wissen über die Region produzieren sollten. In der Tat bildete der Copperbelt, den Clausen später scherzhaft als »das afrikanische Ruhrgebiet« bezeichnete (2015: 183), eine Art humanwissenschaftlichen Anziehungsmagneten. Im Kontext wechselnder kolonialer wie postkolonialer Ordnungen bildeten die Region, ihr Industrialisierungs- und Urbanisierungsgrad sowie andere zu beobachtende Wandlungsprozesse soziokultureller Art einen Anknüpfungspunkt diverser sozial- und kulturwissenschaftlicher Unternehmungen (Larmer 2021: 34 ff.). Eine bereits 1937 in Nordrhodesien unweit der Hauptstadt Lusaka gegründete Forschungseinrichtung, das Rhodes-Livingstone Institute, wurde ein einzigartiges Zentrum sozialanthropologischer Wissensproduktion. Früh standen auch Forschungen im Mittelpunkt, die sich den Bergbauregionen im Nordwesten des Landes widmeten. Die sogenannte Manchester-Schule um den Ethnosoziologen Max Gluckman, dem ersten Direktor des Rhodes-Livingstone Institute, fand dort ein bevorzugtes Forschungsgebiet für Studien (Schumaker 2001). Seit den 1950er Jahren wurde der Copperbelt dabei als ein wichtiger Testfall verstanden, von dem vermutet wurde, dass sich an ihm Wissen über Anpassungsmöglichkeiten an eine rasche Modernisierung nach westlichem Vorbild gewinnen lassen würden.

Vor dem Hintergrund dieser epistemischen Hoffnungen sind auch Clausens Feldforschungen der Jahre 1964/65 einzuordnen. Das wird nicht zuletzt daran deutlich, dass der bundesdeutsche Sozialforscher für sein Projekt an das Rhodes-Livingstone Institute in Lusaka andockte – und dies in gleich mehrfacher Hinsicht. Das Institut unter damaliger Leitung des Psychologen Alastair Heron bot dem Habilitanden als *Research Affiliate* institutionelle Anbindung, intellektuellen Austausch und Ressourcen – letztere etwa in Form sozialwissenschaftlich geschulter Forschungsassistenten, die der Deutsche im multilingualen Sambia für seine Feldforschungen dringend benötigte (Clausen 1968a: 8 f.). Auffällig in der Studie ist auch die Referenz an Arnold Leon Epstein, einen Vertreter der Manchester-Schule, mit dem Clausen schon im Oktober 1963 bei einem mehrwöchigen Aufenthalt in London in Vorbereitung des Forschungsprojektes in Austausch getreten war. Epsteins bereits 1958 veröffentlichte Studie *Politics in an urban African community* wurde für den jungen Sozialforscher zu einem zentralen Referenzpunkt in seiner eigenen Arbeit (ebd.: 216).

Die Copperbelt-Studie

Durchführung, Selbst- und Fremdeinordnung

In Clausens Studie, die in einem 1963 erstellten Tätigkeitsbericht der Sozialforschungsstelle Dortmund unter dem Arbeitstitel »Sozialer Aufstieg und Industrialisierung in Nordrhodesien« firmierte, wurde ein breites Feld von Daten erhoben. Der Autor interessierte sich für die Lebens- und Arbeitswelten der Befragten, wozu unter anderem Erkundigungen zur Situation am Arbeitsplatz, die betriebliche Sozialisation, Arbeitsbeziehungen, Ausbildung, planerisches Verhalten und Zukunftswünsche eingeholt wurden. Auch Rückschlüsse auf die ungleichen Machtverhältnisse im Industriebetrieb⁴ als Folge des rassifizierten Kolonialregimes wurden angestrebt. Insgesamt führte Clausen über 450 Interviews, wobei er ausschließlich mit der Belegschaft afrikanischer Herkunft sprach. Der Fokus der Befragungen lag bei Beschäftigten in Positionen mit Führungsverantwortung. Die Interviewsituation war kompliziert. Häufig musste auf andere Sprachen als Englisch ausgewichen werden, darunter Bemba, Njanja, sowie auf Französisch, Lenje und Kabanga. Ohne den einheimischen Forschungsassistenten des Rhodes-Livingstone Institutes⁵ wäre die Datenerhebung für Clausen unmöglich gewesen (Clausen 1968a: 20). Neben der »Hauptbefragung« bestand die Forschungsarbeit im Entwurf von Fragebogen, in »Vortests, [...], Sammlung des Sekundärmaterials, Verkodung[en], spezielle[n] Auszählungen, Prozent-, Korrelations- und Signifikanzberechnungen«, wie Clausen seine Tätigkeiten rekapitulierte (ebd.: 19). Die Erhebung wurde finanziell abgesichert durch ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes sowie Mitteln der Volkswagen-Stiftung, deren Förderung es dem jungen Sozialforscher ermöglichte, von März 1964 bis Februar 1965 in Sambia zu bleiben. Zurück in der Bundesrepublik profitierte Clausen wiederum von einem einjährigen Habilitationsstipendium, das ihm die Deutsche Forschungsgemeinschaft gewährte, um die Datensammlung auszuwerten. Die Publikation der Schrift erfolgte in der Reihe Bochumer Schriften zur Entwicklungsforschung und Entwicklungspolitik unter dem Titel *Industrialisierung in Schwarzafrika* (ebd.).

Mit seiner Studie zielte Clausen darauf ab, industrielle Orientierungen (verstanden als Verhalten in industriellen Kontexten) zu identifizieren. Industrialisierung als Einstellungssache zu begreifen, machte es zum probaten

4 Wie etwa die lange blockierte Beförderungspolitik afrikanischer Beschäftigter.

5 In der Studie wird der Forschungsassistent namentlich nicht erwähnt.

Mittel, die Datensammlung auf individueller Ebene durchzuführen. Das von ihm identifizierte Handeln der befragten Belegschaften interpretierte Clausen dabei als eine »neue Rationalität«, von der er in Anlehnung an Max Weber als zweckrational zu sprechen glaubte (ebd.: 163). Die Tätigkeit innerhalb der Industrie, sei es in der Zeche, Hütte, dem Eisenbahnbetrieb und der angegliederten technisch-administrativen Verwaltungsbürokratie, wurde seinen Ergebnissen zufolge als mit »Selbstvertrauen, als Mittel für soziale Zwecke bejaht« (ebd.), die er in spezifisch pragmatischen Haltungen und Handlungen⁶ verortete. »Soziales Handeln, das diesem Muster folgt«, so das Schlusswort der Studie, »heiße ›industrialisiert‹« (ebd.). Diesen kleinteiligen Zugang über Motivstrukturen begriff der junge Sozialforscher als einen tastenden Versuch, den er den »Prolegomena einer induktiv zu gewinnenden soziologischen Theorie der Industrialisierung« in Subsahara-Afrika zuordnete (ebd.: 15). Bezeichnend war auch der Untertitel, in dem die empirische Untersuchung als *Lotstudie* vorgestellt wurde. Mit dieser Selbstverortung und dem Primat mikro-soziologischer Forschung navigierte Clausen, erkennbar um eine eigene Position bemüht, zwischen den Polen der Modernisierungs- und Dependenztheorien.

Rezeptionsgeschichtlich wurde die Studie überwiegend positiv aufgenommen – einige kritische Stimmen blieben jedoch nicht aus. Aus neomarxistischer Perspektive merkte etwa Pierre Jalée in der *Neuen Politischen Literatur* an, dass die Ergebnisse keineswegs »einer ›induktiv zu gewinnenden Theorie der Industrialisierung‹ in Afrika« zuarbeiteten, sondern vielmehr »ein Bild von der Industrialisierung unter dem Neokolonialismus« zeichneten (Jalée 1970: 528). Der Adorno-Schüler Bassam Tibi, der in *Das Argument* Clausens Studie besprach, bemerkte ähnlich, dass er dem »abstrakten Industrialisierungsbegriff« nichts abgewinnen konnte, wobei er die »Datenfülle« der Arbeit lobte (Tibi 1970: 641). Diese Handhabung der theoretischen Verarbeitung mutete ihm als »völlig isoliert von der Gesellschaftsordnung« an (ebd.). Nicht bloß die Datenfülle der Studie würdigend, sondern in der Gesamtbeurteilung zustimmend, bewertete Hans-Georg Schindler in den *Vierteljahresberichten* der Friedrich-Ebert-Stiftung die vorgelegte Copperbelt-Studie: »Clausens Untersuchung zeigt«, urteilte der damalige stellvertretende Schulleiter des neu errichteten President's Citizenship College in Lusaka, »daß Industriegesellschaften auch in Schwarzafrika entstehen können, daß sie in ihrer Entwicklung aber eigenen Gesetzen folgen« (Schindler 1970: 105).

6 Etwa gegenüber Lohnfragen, Einkommensverwendung, eigenen und intergenerativen Mobilitätshoffnungen und Ähnlichem.

Besonders positiv aufgenommen wurde Clausens Plädoyer für mehr Regionalexpertise – so etwa in der Zeitschrift *Africa Spectrum*, aber ebenso im *American Anthropologist*. Dort betonte der Kulturanthropologe Frederick C. Gamst, dass die zukünftige »ethnological research« durch »Dr. Clausen« wertvolle Hinweise auf geeignete Untersuchungsfelder erhalte; insbesondere in dem Maße, wie sich »peasants and tribal people« in die »global organization of industrialization« einfügen würden (Gamst 1970: 151). Gleichermaßen plädierte Peter Meyer-Dohm für mehr empirische Grundlagenforschung. In seinem Vorwort für die Habilitationsschrift betonte der Ökonom, dass die Staaten außerhalb Europas und Nordamerikas keine homogene »Einheit« bildeten und ihre jeweilige »Individualität« erst noch wissenschaftlich erschlossen werden müsse (Meyer-Dohm 1968: 5). Diese Einordnungen aus dem sozialwissenschaftlichen Umfeld lassen erkennen, dass Clausens Bestandsaufnahme durchaus Nachklang erfuhr. Die Forderung nach mehr Empirie und Regionalexpertise für die Theoriebildung wurde als ein Forschungsdesiderat bejaht.

Multiplikator südlicher Kontexte

Clausens weiteres Tätigkeitsprofil in den 1960er Jahren

In der deutschsprachigen soziologischen Literatur »concerning contemporary Africa« prägten Mitte der 1960er Jahre nach Auffassung Clausens »blank spaces« die Forschungslandschaft (1966b: 125). Dieses zutreffende Pauschalurteil stellte zugleich eine Selbstverortung innerhalb der Fachdisziplin dar. Wie wenig die Beschäftigung mit Afrika gediehen war, lässt sich exemplarisch einer Bibliografie diesbezüglicher Literatur entnehmen, die 1969 in den von René König herausgegebenen *Aspekten der Entwicklungssoziologie* erschien. In dieser Auflistung, in der auch Clausen geführt wird, findet sich unter knapp 1.200 Titeln fast ausnahmslos englische und französische Literatur der 1950er und 1960er Jahre (von Schrötter, Wolff 1969). Clausens Afrikastudien wiesen vor diesem Hintergrund ein Alleinstellungsmerkmal auf. Schriftstellerisch publizierte er nach der Rückkehr aus Sambia gleich mehrere Auskopplungen zu seinen Feldforschungen (Clausen 1965; 1968b), schrieb Rezensionen neuerer Fachliteratur (Clausen 1966a; 1966b; 1969b; 1970a; 1971) und entfaltete ausgehend von seinen Feldforschungen eine produktive theoretische Unruhe im Feld der Entwicklungssoziologie (Clausen 1968c; 1969a).

Ein weiteres Betätigungsfeld bot die Lehre. Nachdem er 1967 die *venia legendi* für das Fach Soziologie in Münster erhalten hatte, begann er, regelmäßig afrikabezogene Veranstaltungen anzubieten. Das eingangs angeführte Seminar mit Rammstedt bildete insofern keine einmalige Episode. Im selben Semester bot Clausen gemeinsam mit Pfeffer auch einen Kurs über »Gesellschaftspolitische Ideen in den Entwicklungsländern« an. Bis zum Wintersemester 1969/70 sollte der Privatdozent dieses Seminar noch viermal wiederholen. Die Befassung mit Politikern und Aktivisten wie Kenneth Kaunda, Julius Nyerere oder Léopold Sédar Senghor lässt einen wiederkehrenden Afrika-Schwerpunkt erkennen. Hinzu kamen Seminare über »Texte zur Sozialanthropologie« im Wintersemester 1967/68 oder im Sommersemester 1970 eines zur »Autochthonen Soziologie«. Wie ungewöhnlich sich dieses Lehrprofil im Kontext des Faches ausnahm, dokumentiert eine Auswertung afrikakundlicher Lehrveranstaltungen, die die Zeitschrift *Afrika Spectrum* zwischen 1968 und 1970 erstellte. In diesen Erhebungen wurden auf dem Gebiet der Soziologie für das akademische Jahr 1968 gerade einmal zwei Hochschulstandorte aufgeführt: die Freie Universität Berlin und eben Münster (Loeser 1968: 98). Der hohe Anteil, den Clausen an diesem absolut und auch im Vergleich mit der Nachbardisziplin Politikwissenschaft äußerst spärlichen Lehrangebot hatte, belegt einmal mehr seine exzeptionelle Stellung im akademischen Betrieb. Karrieretechnisch erwies sich diese Forschungs- und Lehrstrategie nicht als der von Pfeffer angekündigte akademische Selbstmord. Gleich drei Berufungsmöglichkeiten standen Clausen im Jahr 1970 offen: Eine nach Santiago de Chile, eine weitere nach Kampala in Uganda und schließlich ein Lehrstuhl an der Universität Kiel (Schroeter, Voss 2010: 378). Clausen entschied sich für die Christian-Albrechts-Universität. Im selben Jahr übernahm er zudem die Präsidenschaft der Deutschen Afrika-Gesellschaft mit Sitz in Bonn (Clausen 1970b). Wer Clausen Anfang der 1970er Jahre einordnen wollte, hatte seine ausgewiesene Afrika-Expertise zu berücksichtigen.

Literatur

- Adamski, Jens 2009: Ärzte des sozialen Lebens. Die Sozialforschungsstelle Dortmund 1946–1969. Essen: Klartext-Verlag.
- Clausen, Lars 1960: Die unterschwellige Werbung im Dienste des Absatzes. Betriebswirtschaftliche Diplomarbeit. Universität Hamburg.

- Clausen, Lars 1964: Elemente einer Soziologie der Wirtschaftswerbung. Dortmund: Schriften zur Sozialforschung. Köln, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Clausen, Lars 1965: Zum politisch-geographischen Horizont zentralafrikanischer Industriestädte. *Soziale Welt*, 16. Jg., Heft 3, 260–268.
- Clausen, Lars 1966a: Sammelrezension. *Soziale Welt*, 17. Jg., Heft 3, 283–285.
- Clausen, Lars 1966b: Geiss, Imanuel: Gewerkschaften in Afrika [Bookreview]. *The Journal of Modern African Studies*, vol. 4, no. 1, 124–125.
- Clausen, Lars 1968a: Industrialisierung in Schwarzafrika. Eine soziologische Lotstudie zweier Grossbetriebe in Sambia. *Bochumer Schriften zur Entwicklungsforschung und Entwicklungspolitik* Band 3. Bielefeld: Bertelsmann.
- Clausen, Lars 1968b: Stereotypen betrieblicher Unfälle und Krankheiten: Großbetriebliche Studie aus einem Entwicklungsland. *Soziale Welt*, 19. Jg., Heft 1, 47–65.
- Clausen, Lars 1968c: Industrialisierung als soziologischer Begriff. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 20. Jg., Heft 4, 797–813.
- Clausen, Lars 1969a: Gesellschaftlicher Umbau und Entwicklung. Zu Richard F. Behrendts *Sozialer Strategie für Entwicklungsländer*. *Gewerkschaftliche Monatshefte*, 20. Jg., Heft 11, 663–668.
- Clausen, Lars 1969b: Oberndörfer, Dieter (Hg.): *Africana Collecta: Beiträge zum Studium von Politik, Gesellschaft und Wirtschaft afrikanischer Länder* [Rezension]. *Afrika heute*, 7. Jg., Heft 16, 254.
- Clausen, Lars 1970a: Grohs, Gerhard: Stufen afrikanischer Emanzipation: Studien zum Selbstverständnis westafrikanischer Eliten [Rezension]. *Schmollers Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften*, 90. Jg., Heft 6, 727–729.
- Clausen, Lars 1970b: Die Deutsche Afrika-Gesellschaft. *Afrika heute*, 8. Jg., Heft 21, 328.
- Clausen, Lars 1971: Klein, Eberhard C.: Sozialer Wandel in Kiteezi (Uganda) [Rezension]. *Mitteilungen des Sozialwissenschaftlichen Studienkreises für Internationale Probleme*, 26. Jg., Heft 27, 91.
- Clausen, Lars 2015: *Meine Einführung in die Soziologie. 15 Vorlesungen in freier Rede*. Herausgegeben von Jan-Frederik Bandel und Klaus R. Schroeter. Frankfurt am Main, Basel: Stroemfeld.
- Dombrowsky, Wolf R. 1995: Zum Teufel mit dem Bindestrich. Zur Begründung der Katastrophen(-)Soziologie in Deutschland durch Lars Clausen. In Wolf R. Dombrowsky / Ursula Pasero (Hg.), *Wissenschaft, Literatur, Katastrophe: Festschrift zum sechzigsten Geburtstag von Lars Clausen*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 108–122.
- Gamst, Frederick C. 1970: Modernization and Development: Industrialisierung in Schwarzafrika. Eine soziologische Lotstudie zweier Grossbetriebe in Sambia. Lars Clausen. *American Anthropologist*, vol. 72, no. 1, 150–151.
- Geenen, Elke M. 2012: Laudatio zur Verleihung des Preises für ein herausragendes wissenschaftliches Lebenswerk an Lars Clausen. In Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Transnationale Vergesellschaftungen*. Wiesbaden: Springer VS, 85–90.

- Jalée, Pierre 1970: Clausen, Lars: Industrialisierung in Schwarzafrika. Eine soziologische Lotstudie zweier Grossbetriebe in Sambia. *Neue Politische Literatur*, 15. Jg., Heft 4, 528–532.
- Larmer, Miles 2021: *Living for the City. Social Change and Knowledge Production in the Central African Copperbelt*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Loeser, Helga 1968: Afrikakundliche Lehrveranstaltungen an den Universitäten und Hochschulen der Bundesrepublik Deutschland. *Africa Spectrum*, 3. Jg., Heft 1, 93–101.
- Meyer-Dohm, Peter 1968: Vorwort des Herausgebers. In Lars Clausen, *Industrialisierung in Schwarzafrika. Eine soziologische Lotstudie zweier Grossbetriebe in Sambia*, Bochumer Schriften zur Entwicklungsforschung und Entwicklungspolitik Band 3. Bielefeld: Bertelsmann, 5–7.
- Müller, Jan-Werner 2018: *Das demokratische Zeitalter. Eine politische Ideengeschichte Europas im 20. Jahrhundert*. 2. Auflage. Berlin: Suhrkamp.
- Munene, Hyden 2022: *Copper King in Central Africa. Corporate Organization, Labor Relations, and Profitability of Zambia's Rhokana Corporation*. London: Rowman & Littlefield.
- Schindler, Hans-Georg 1970: Clausen, Lars: Industrialisierung in Schwarzafrika. Eine soziologische Lotstudie zweier Grossbetriebe in Sambia [Rezension]. *Vierteljahresberichte* 39/42. Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, 104–105.
- Schroeter, Klaus R. / Voss, Martin 2010: Virtuoser Freidenker, soziologischer Schriftsteller und Diener der Wissenschaft. In memoriam Lars Clausen. *SOZIOLOGIE*, 39. Jg., Heft 3, 378–383.
- Schumaker, Lyn 2001: *Africanizing Anthropology. Fieldwork, Networks, and the Making of Cultural Knowledge in Central Africa*. Durham, NC: Duke University Press.
- Tibi, Bassam 1970: Lars Clausen, *Industrialisierung in Schwarzafrika. Eine soziologische Lotstudie zweier Grossbetriebe in Sambia* [Rezension]. *Das Argument*, 12. Jg., Heft 59, 641–643.
- von Schrötter, Dieter / Wolff, Jürgen H. 1969: Bibliographie ausgewählter neuerer sozialwissenschaftlicher Literatur über Schwarzafrika. In René König (Hg.), *Aspekte der Entwicklungssoziologie*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 13. Köln, Opladen: Westdeutscher Verlag, 717–766.

Das soziologische Feld und seine Professor:innen

Christian Schneickert und Christopher Wimmer

Professor:innen einer akademischen Disziplin können als die »Elite« in ihrem Fachgebiet angesehen werden. Da sie Machtpositionen innehaben, spiegeln ihre Berufungen nicht nur meritokratische Exzellenz wider, sondern auch latente Widersprüche oder manifeste Konflikte der betreffenden Disziplin zu einem bestimmten Zeitpunkt. Ein Blick auf das Spitzenpersonal und dessen Sicht auf das eigene Fach ist daher lohnenswert, wenn man sich, aus welchen Gründen auch immer, für den Zustand und die Entwicklung einer Disziplin interessiert. Dies haben wir vor etwa zehn Jahren mit einer Studie zu deutschen Soziologie-Professor:innen getan (Wimmer, Schneickert 2018). Zu diesem Zeitpunkt lagen nur wenige soziologische Untersuchungen des eigenen Fachs vor (siehe zum Beispiel Litzenberger, Sternberg 2005; Mau, Huschka 2010; Lutter, Schröder 2016). Seitdem hat die Selbstbeobachtung der Soziologie, vermutlich auch unter dem Eindruck der zunehmenden fachinternen Konflikte, erheblich an Fahrt gewonnen und weist mittlerweile theoretisch elaborierte und empirisch detaillierte Befunde auf.¹

Jörg Rössel hat vor kurzem das *Bulletin 165* der Schweizer Gesellschaft für Soziologie (Rössel 2024) unter der thematischen Fragestellung »How To Become a Sociology Professor?« herausgegeben. Die sehr empfehlenswerten Beiträge haben sich der leitenden Frage dabei auf ganz unterschiedliche Art genähert (Ballif, Zinn 2024; Benz, Rossier, Araujo 2024; Lutter 2024; Pap,

¹ Vgl. Gerhards (2014), Lenger, Rieder, Schneickert (2014), Eifler, Hoffmeyer-Zlotnik, Krebs (2015), Lutter, Schröder (2016), Williams (2017), Wimmer, Schneickert (2018), Schmidt-Wellenburg et al. (2019), Schneickert et al. (2019), Schmitz (2023), Schmitz, Schmidt-Wellenburg, Volle (2024), Volle et al. (2024), Warczok, Beyer (2021) oder Wieczorek et al. (2024).

Velicu 2024; Rost 2024). Auch wir hatten einen Artikel auf der Basis unserer feldtheoretischen Überlegungen und damaligen empirischen Befunde beigegeben (Schneickert, Wimmer 2024). Auf diesen Beitrag wurde die Redaktion der *SOZIOLOGIE* aufmerksam und hat uns gebeten, eine überarbeitete Fassung für die DGS in deutscher Sprache zu veröffentlichen. Dem kommen wir gerne nach, denn wir halten unsere empirischen Befunde auch zehn Jahre nach ihrer Erhebung doch mindestens für geeignet, eine Reflexion der Entwicklung der Soziologie in den vergangenen Jahren anzustoßen. Unsere theoretischen Grundüberlegungen erscheinen zudem weiterhin relevant zu sein, wie neuere Beiträge zeigen (Schmitz et al. 2019; Schmidt-Wellenburg, Schmitz 2023; Wagner, Klassert, Wagner 2024).²

Um den Zustand einer akademischen Disziplin sowohl in ihrer Funktionslogik als auch in ihrer Konflikthaftigkeit zu untersuchen, halten wir die Feldtheorie Pierre Bourdieus für besonders geeignet, verbindet sie doch Differenzierungstheoretische Überlegungen zu den Logiken eines bestimmten Feldes (zum Beispiel des wissenschaftlichen Feldes), entsprechender Teilfelder (wie etwa des soziologischen Subfeldes) mit Überlegungen zu Ungleichheit, Konflikt und Macht (Schneickert, Schmitz, Witte 2020).

Ein zentraler Befund unserer Studie war, dass das soziologische Feld in Deutschland sehr heterogen ist – so heterogen, dass man durchaus von verschiedenen (Teil-)Disziplinen sprechen kann, die sich miteinander nur noch schwer verständigen können.³ Diese Konflikte sind in den letzten Jahren dann auch deutlich hervorgetreten, so dass dieser Befund professionelle Soziolog:innen wohl kaum mehr zu überraschen vermag. Allerdings ist anzunehmen, dass diese Struktur den Studierenden der Soziologie bei der Wahl von Fach und Studienort⁴ ebenso wenig bewusst ist wie Nachwuchswissenschaftler:innen in frühen Karrierephasen (siehe auch Wagner, Klassert, Wagner 2024). Tritt man durch Studium, Hilfskraft- oder Promotionsstelle in das soziologische Feld ein, ist es wahrscheinlich, dass man die Soziologie, wie man sie zunächst – an einem bestimmten Standort und durch bestimmte

2 Der vollständige Beitrag, ohne den Spezialfokus auf den Karriereweg für Nachwuchswissenschaftler:innen, ist 2018 in der *Sozialen Welt* erschienen (Wimmer, Schneickert, 2018); dort finden sich weitere Ausführungen zu Theorie und zum methodischem Vorgehen.

3 Siehe hierzu mit aktuelleren Daten Schmidt-Wellenburg, Schmitz (2023) für die deutsche Soziologie, Williams et al. (2017) für die britische Soziologie und Warczok, Beyer (2021) für die US-amerikanische Soziologie.

4 Zu deren Theorie- und Methodenpräferenzen siehe Lenger, Rieder, Schneickert (2014) und Schneickert et al. (2019).

Lehrpersonen – kennenlernt, als *die* Soziologie schlechthin wahr- und hin- nimmt. Diese Erfahrung kann später gegebenenfalls durch inhaltliche Auseinandersetzungen, breite Lektüre, Konferenzen oder heterogene Netzwerke aufgebrochen werden, aber das ist in einer zunehmend spezialisierten Disziplin mit rationalisierten Karrierepfaden unter Effizienz- und Konkurrenzdruck keineswegs zwingend. Werden Nachwuchswissenschaftler:innen ausschließlich in ihren jeweiligen akademischen »Blasen« sozialisiert (siehe dazu auch Schmitz, Schmidt-Wellenburg 2024), kann dies eine realistische Einschätzung vom Zustand des Faches und damit auch der eigene Karrierechancen insgesamt erschweren und Frustrationen erzeugen. Eine feldtheoretische Perspektive kann daher nicht nur abstrakt-theoretisch, zum Beispiel differenzierungs- oder ungleichheitstheoretisch, interessant sein, sondern auch ganz praktische Auskunft für an der Soziologie interessierte Akteure darüber bereitstellen, in welcher »soziologischen Gesellschaft« man sich eigentlich befindet (Schmitz et al. 2019) – und welche Folgen dies in erster Linie für Nachwuchswissenschaftler:innen haben kann.

In unserer Studie haben wir 2015 Strukturdaten von 370 Soziologieprofessor:innen ausgewertet, die wir über deren Websites identifizieren und erheben konnten. Darüber hinaus führten wir in einem zweiten Schritt neun qualitative Leitfadeninterviews mit besonders kapitalstarken Professor:innen durch, um neben den objektiven (standardisierten und quantifizierten) Daten auch deren subjektive Sicht auf das eigene Feld zu analysieren. Auf der Strukturebene war das wichtigste Ergebnis die große Heterogenität der Professor:innen in Bezug auf deren wissenschaftliches Kapital (Wimmer, Schneickert 2018: 188), unter anderem institutionelle Macht, Art und Umfang der Publikationen, Forschungsschwerpunkte und Internationalisierung. Aus Sicht der Befragten wurde das Fehlen von (offenen) Konflikten hervorgehoben und als Gefährdung der Autonomie der deutschen Soziologie als multiparadigmatische Disziplin wahrgenommen (dazu aktueller: Burzan 2019; Scheffer, Schmidt 2019).

In der Feldtheorie von Bourdieu haben so unterschiedliche soziale Welten wie die Wirtschaft, die Kunst oder die Religion spezifische Funktionsgesetze, einen zentralen *nomos* (Bourdieu 1993; Bourdieu 2000: 122 f.). Dies betrifft die Existenz von impliziten oder expliziten Spielregeln und Grundsätzen und die Existenz von Individuen, die diesen *nomos* verinnerlichen sowie eine ganze Reihe von Glaubensinhalten, Techniken und kognitiven Voraussetzungen (*doxa*) teilen (ebd.: 127 f.). Im Zuge der »Feldsozialisation« (Schneickert 2013) müssen die Regeln des Feldes inkorporiert werden, der

nomos als ein »Grundgesetz« anerkannt werden. Die »stillschweigende Anerkennung des Wertes der Interessenobjekte« (Bourdieu, Wacquant 1996: 149) durch die Akteure erzeugt den Glauben, dass das Spiel des Feldes es wert ist, gespielt zu werden.⁵ Eine allgemeine Annahme der Feldtheorie ist, dass Akteure je nach ihrer Kapitalausstattung und Position innerhalb des Feldes entweder konservative oder subversive Strategien verfolgen. In einem bestimmten Feld entspricht der Gegensatz von Dominanten und Dominierten daher tendenziell dem von Orthodoxie und Häresie. Die manifesten Formen, in der Wissenschaft zum Beispiel Veröffentlichungen in angesehenen Fachzeitschriften, erfolgreiche Drittmittelwerbungen oder Präsentationen auf wichtigen Konferenzen, sind aus dieser Sicht nicht nur das Ergebnis herausragender Qualifikation und akademischer Exzellenz, sondern hängen auch von der Position und der damit einhergehenden Positionierung im Feld sowie der aktuellen intellektuellen Strömung und Mode ab – insbesondere von der Relation zum vorherrschenden orthodoxen Pol, der umfangreiches feldspezifisches Kapital angehäuft hat und daher über ein Macht- und Autoritätsmonopol verfügt (Bourdieu 1993).

Die Soziologie steht innerhalb des wissenschaftlichen Feldes in einem konkurrierenden und hierarchischen Verhältnis zu anderen Disziplinen⁶ und gilt anders als die Naturwissenschaften nicht als »harte« Wissenschaft. Der Zugang für Laien ist hier leichter als beispielsweise im hochspezialisierten und eher autonomen wissenschaftlichen Subfeld der Mathematik; es handelt sich bei der Soziologie um eine *heteronome* Teildisziplin innerhalb des wissenschaftlichen Feldes. Auch Journalistinnen, Schriftsteller oder politisch Interessierte beschäftigen sich mit soziologischen Fragestellungen, und die Grenzen zwischen Soziologie und Psychologie, Ökonomie oder Politikwissenschaft sind häufig fließend. Die daraus resultierende *Heterogenität* des soziologischen Feldes trägt dazu bei, dass sich eine starke Orthodoxie im Sinne einer dominanten Lehrmeinung, ein einheitliches Paradigma, nur schwer durchsetzen kann.

Diese multiparadigmatische Struktur korreliert auch mit der größeren Bedeutung regionaler Besonderheiten, beziehungsweise der lokalen Spezialisierung von Soziologie-Instituten. Diese Differenzierung wird in Deutschland durch die föderale Struktur des Bildungssystems und generell durch die weiterhin hohe Autonomie der Lehrstühle auch institutionell bestärkt – gilt

5 Die spezifische *illusio* eines Feldes, vgl. Wimmer, Schneickert (2018: 184 f.).

6 Siehe Bourdieu (1988); ähnlich Rossier, Bühlmann, Mach (2017) für die Wirtschaftswissenschaften.

aber auch zwischen nationalen Soziologien innerhalb des globalen Feldes der Soziologie (Bourdieu 1991). Während es kaum sinnvoll ist, von deutscher, französischer oder amerikanischer Physik zu sprechen,⁷ und die englische Sprache und mathematische Modellierung (Fourcade 2006, 2009) zur *Lingua franca* der Naturwissenschaften wurden, gilt dies nicht in gleichem Maße für die Geistes- und Sozialwissenschaften. Nach wie vor bestehen erhebliche Unterschiede zwischen der amerikanischen, brasilianischen, französischen, chinesischen oder deutschen Soziologie – und dies betrifft nicht nur die beträchtlichen Publikationsleistungen in der jeweiligen Sprache, sondern auch spezifische nationale »Denkschulen«. Aus einer feldtheoretischen Perspektive kann jedoch davon ausgegangen werden, dass es in allen Disziplinen eine Differenzierung zwischen prestigeträchtigen und finanziell besser ausgestatteten Standorten und solchen gibt, die die breite Masse ausbilden. Darüber hinaus dürften diese Standorte in ihrem jeweiligen Feld hierarchisch strukturiert sein.

Litzenberger und Sternberg hatten 2005 die Artikelveröffentlichungen von zehn deutschen Universitäten anhand des *Social Science Citation Index* verglichen und die soziologischen Institute in Bamberg, Berlin (FU und HU), Bielefeld, Bremen, Frankfurt am Main, Jena, Mannheim sowie München als besonders forschungsstark identifiziert. Später untersuchten Mau und Huschka (2010) die Sozialstruktur der Soziologieprofessor:innen (N=336 mit einem Frauenanteil von 25 Prozent), wobei sie eine Zunahme des Frauenanteils, aber eine mangelnde Internationalisierung und Eingliederung der Ostdeutschen in die »soziologische Elite« feststellten. Eine spätere Studie von Lutter und Schröder (2016) stellte für 297 Personen mit einer ordentlichen Professur einen erneut gestiegenen Frauenanteil von 32 Prozent fest. Sie analysierten, wie meritokratische (akademischer Output) und nicht-meritokratische Faktoren (vor allem Netzwerkgröße, Reputation, Geschlecht) die Chance beeinflussten, eine permanente Position zu erlangen. Unsere Daten zeigten für 2015 einen Anteil von 37 Prozent Professor:innen (N=370) mit den drei Berliner Universitäten (FU, HU, TU), Bremen, Dortmund, Frankfurt am Main, Mannheim, Bamberg, Bielefeld und Heidelberg als kapitalstärksten Institutionen.

In unserer Studie haben wir eine Reihe von Indikatoren zur Erfassung wissenschaftlichen Kapitals erhoben, so zum Beispiel die Anzahl der Zitationen bei Google Scholar ($m=1998$, $sd=2833$), den h-Index ($m=19,1$, $sd=10,7$), die Anzahl der Mitarbeiter ($m=2,9$, $sd=2,2$), Drittmittelprojekte

7 Zu diesem Sachverhalt aus systemtheoretischer Perspektive Stichweh (1996).

sowie den Anteil internationaler Journal-Publikationen.⁸ Die durchschnittlichen Zitationen der deutschen Soziologie-Professor:innen fielen nicht überwältigend hoch aus und auch die Zahl der Publikationen in englischsprachigen Fachzeitschriften sind im disziplinären Vergleich wohl eher als moderat einzuschätzen. Auf dieser Grundlage könnte man junge Soziolog:innen darauf hinweisen, dass der oft zitierte Rat *publish or perish* zwar immer noch seine Gültigkeit besitzt, dass sie sich aber nicht *nur* auf viele und viel zitierte Publikationen konzentrieren sollten.

Wichtig erscheint vor allem auch die Binnendifferenzierung und Spezialisierung innerhalb der Soziologie (siehe dazu Warczok, Beyer 2021). Die in Abbildung 1 dargestellten Forschungsschwerpunkte der Professor:innen geben Aufschluss über die bundesweite, allgemeine Ausrichtung der deutschen Soziologie im Jahr 2015. Die Art und Anzahl der Forschungsinteressen, die auf den Websites angegeben wurde, variierte dabei stark: Die 370 Professor:innen nannten zwischen einem und zehn Bereichen und gaben insgesamt 1.160 Forschungsschwerpunkte an, die wir in Anlehnung an die DGS-Sektionen und eine Klassifikation des Wissenschaftsrates (2008) kodiert haben. Die Ergebnisse deuten auf eine enorme Vielfalt der soziologischen Forschungsinteressen in Deutschland hin und unterstreichen den heterogenen Charakter der deutschen Soziologie (Volle et al. 2024; Wieczorek et al. 2024). Möglicherweise verweist diese Heterogenität aber auch auf einen Mangel an begrifflicher Klarheit und Kanonisierung, was zum Beispiel für die Lehre problematisch sein kann (siehe hierzu schon Gerhards 2014; Lenger, Rieder, Schneickert 2014; Schneickert et al. 2019).

Darüber hinaus fällt auf, dass diejenigen, die eine stark internationalisierte Publikationsstrategie verfolgen, ihre Schwerpunkte in bestimmten Forschungsbereichen wie Europasozio­logie, Sozialstrukturanalyse und Sozialpolitik haben (siehe Tabelle 1).⁹ Dies spiegelt sich auch in der höheren Gesamtzahl der Zitationen von Professor:innen in diesen Forschungsbereichen und dem Frauenanteil in diesen Gruppen wider.

8 Ca. 45 % hatten zwischen 2005 und 2015 drei oder mehr englischsprachige Veröffentlichungen in SSCI-gelisteten Zeitschriften und ca. 8 % mehr als sechs solcher Veröffentlichungen im Zeitraum von 2010 bis 2015.

9 Zu den Auswirkungen der Forschungsthemen auf die Finanzierung und die Karrieren von Schweizer Soziologen siehe Benz, Rossier, Araujo (2024).

Abbildung 1: Forschungsinteressen der deutschen Soziologieprofessoren (2015)

Quelle: Wimmer, Schneickert 2018: 195. Mehrfachnennungen möglich, Angaben in Prozent. Kategorisiert nach DGS-Sektionen und basierend auf der Klassifikation des Wissenschaftsrats (2008).

Tabelle 1 dokumentiert Frauenanteil, durchschnittliche Zitationen und Internationalisierung nach Forschungsbereichen. Es zeigt sich eine tendenziell geschlechtertypische Forschungsstruktur, nach der Soziologen häufiger in den traditionellen Bereichen der Theorie und Kultursoziologie vertreten sind, während Soziologinnen eher in den Bereichen Familiensoziologie, Frauen- und

Tabelle 1: Zitate, Internationalisierung und Geschlecht nach Forschungsschwerpunkten

Forschungsschwerpunkt (n≥10)	n	Frauenanteil (36%)	Zitationen (1.998)	Internationali- sierung (45%)
Allg. Soziologie/Soz. Theorie	89	19%***	2.433	30%**
Alter(n) und Gesellschaft	24	46%	2.232	57%
Arbeits- und Industriesoziologie	84	42%	1.933	54%
Bildung und Erziehung	53	38%	1.796	53%
Biographie/Lebenslauf	18	56%	1.856	59%
Entwicklungssoz./Sozialanthr.	13	15%	2.261	31%
Europasozologie	21	38%	2.543	67%*
Familiensoziologie	43	58%**	1.782	37%
Frauen/Geschlecht/Gender	52	79%***	1.384*	36%
Globalisierung/Transnat.	34	38%	2.704	47%
Jugendsoziologie	10	30%	997	11%*
Kultursoziologie	37	14%**	2.925	38%
Medien-/Kommunikationssoz.	15	27%	1.579	21%
Medizin-/Gesundheitssoziologie	24	50%	1.378	42%
Methoden emp. Sozialforschung	75	28%	2.475	53%
Methoden qual. Sozialforschung	46	48%	1.791	20%***
Migration/ethn. Minderheiten	52	50%*	1.346**	54%
Organisations-/Verwaltungssoz.	40	38%	1.709	33%
Politische Soziologie	66	38%	2.138	48%
Rechtssoziologie	10	20%	1.000	30%
Religionssoziologie	18	11%	2.513	56%
Soziale Probleme/Kontrolle	17	24%	902*	47%
Soz. Ungleichheit/Sozialstruktur	83	40%	2.022	59%**
Sozialpolitik/Wohlfahrtsstaat	35	37%	2.353*	69%**
Körper-/Sportssoziologie	13	46%	3.782	33%
Soziologische Netzwerkforschung	16	25%	1.849	44%
Stadt- und Regionalsoziologie	11	36%	1.675	55%

Forschungsschwerpunkt (n≥10)	n	Frauenanteil (36%)	Zitationen (1.998)	Internationalisierung (45%)
Wirtschaftssoziologie	52	31%	1.397	50%
Wissenschaft-/Technikforschung	53	32%	2.519	54%
Wissens-/Sprachsoziologie	25	52%	2.368	25%

*Zitationen: Mittelwerte. Internationalisierung: > 3 SSCI-Publikationen zwischen 2005 und 2015. Signifikanztests: Mann-Whitney-U-Test (Zitationen), Fishers exakter Test (Frauenanteil und Internationalisierung); *p<0,05; **p<0,01; ***p<0,001.*

Lesehilfe am Beispiel der Zeile 1: Von den Professor:innen, die Allgemeine Soziologie/Soziologische Theorie als Schwerpunkt angeben, sind 19 % weiblich; gegenüber 36 % Professorinnen in der Gesamtpopulation. Professor:innen mit diesem Schwerpunkt weisen mit 2.433 Zitationen mehr Zitationen auf als der Durchschnitt (1.998), aber der Anteil mit internationaler Publikationsstrategie ist geringer (30 % im Vergleich zu 45 %).

Geschlechterforschung, Migration und ethnische Minderheiten vertreten sind. Auch die Verteilung in den beiden Bereichen »Methoden der empirischen Sozialforschung«¹⁰ mit 28 Prozent Frauenanteil und demgegenüber die »Methoden der qualitativen Sozialforschung« mit 48 Prozent bestätigt dieses Bild. In einigen anderen Bereichen (so zum Beispiel der Wissenssoziologie, Jugendsoziologie, Religionssoziologie oder Sozialpolitik) wären aber auch andere Verteilungen erwartbar und plausibel gewesen. Zudem müssen auch die teilweise geringen Fallzahlen berücksichtigt werden, die eine hohe Unsicherheit zur Folge haben und so bei der (Über-)Interpretation solcher Unterschiede zur Vorsicht mahnen.

Neben den strukturellen Bedingungen ist auch die subjektive Wahrnehmung der Akteure für die Rekonstruktion eines Feldes von großer Bedeutung (Keil 2018, 2020). Daher haben wir qualitative Leitfadeninterviews mit neun besonders kapitalstarken Professor:innen (siehe Wimmer, Schneickert 2018: 192, 198) durchgeführt. Als besonders wichtig für die frühen Karrieremuster wurde neben den Ausbildungsstätten die Tätigkeit als Tutor oder studentische Hilfskraft genannt, durch die die Befragten erste Einblicke erhielten und in die Soziologie sozialisiert wurden (siehe dazu bereits Lenger, Schneickert 2010; Schneickert 2013). Die Abschlussarbeiten von sechs der neun befragten Personen wurden von renommierten Soziologen wie Ulrich Beck, René König oder Axel Honneth betreut. In Bezug auf ihre eigene Sozialisa-

10 Was ja meist meint: empirisch-quantitativ, s. a. Eifler, Hoffmeyer-Zlotnik, Krebs (2015).

tion beschrieben sich die Befragten als strategisch handelnd bei der Aneignung und Verinnerlichung der Machtverhältnisse im Feld. Ihre Verbindungen und strategischen Positionierungen im Rahmen früher Auseinandersetzungen hätten zum gegenwärtigen Stand der Verteilung des spezifischen Kapitals geführt (siehe Bourdieu 1993). Mentoren und Netzwerke wurden in diesem Zusammenhang als sehr wichtig genannt (siehe ähnlich Zuckerman 1977; Beaufäys 2003; Kraus 2008).

Alle Befragten betrachteten die Soziologie als eine Disziplin, die multiparadigmatisch und nicht sehr kanonisiert sei. So beschrieb Prof. 6: »Kanon ist in meiner Wahrnehmung zu viel gesagt, weil es sehr viele, teilweise auch stark auseinandergehende und widersprüchlich zueinander stehende ›Paradigmen‹ gibt« (1, 2-26). Ein Professor betonte zumindest die kanonische Funktion der Lektüre von Klassikern: »Ich hoffe, dass es einen Kanon gibt, aber es gibt natürlich paradigmatischen und methodischen Pluralismus [...] Aber ich würde schon die Klassiker des Faches als kanonisiert beschreiben« (Prof. 7, 1, 27-29).

Die vereinheitlichende Kraft der Klassiker war nach Ansicht der Befragten jedoch kaum in der Lage, die Differenzierung zwischen theoretischen und methodischen »Schulen« zu verbergen. So betonte ein anderer Professor »die Fragmentierung von sozialwissenschaftlichen Debatten und Diskursen [...]. Das ist einerseits normal und eine Widerspiegelung der strukturellen Entwicklung und andererseits führt es nicht nur zur Fragmentierung, sondern zum Teil auch zu einer Spaltung des Feldes« (Prof. 4, 2, 29-32). Die am häufigsten angesprochene Konfliktlinie war dabei die Kluft zwischen empirischer Forschung und theoretischer Arbeit. Ein Interviewpartner erklärte:

»Die empirischen Sozialforscher sagen ›Gott sei Dank, philosophisch, kulturwissenschaftlich orientierte Forschungen nimmt keiner ernst‹. Dabei würde ich sagen, alles andere nimmt aber auch keiner ernst, weil die dort produzierten Datengräber und Zahlenberge auch niemand interessieren.« (Prof. 5, 3, 32 ff.)

Damit wurde der grundsätzliche Konflikt angesprochen, der sich letztlich aus der Stellung der Soziologie zwischen Geistes- und Sozialwissenschaft, zwischen theoretischer, philosophisch und kulturell orientierter Soziologie und empirischer Forschung ergibt. Die Kritik wird dabei polarisierend zugespitzt, theoretische Arbeiten zum Beispiel als empiriefern, empirisch-quantitative Arbeiten hingegen als theoriefern und rein deskriptiv impliziert. Und dies, obwohl sich die Befragten eigentlich darüber bewusst sind, dass dies zugespitzte Positionen sind, die in der Forschungspraxis häufig nur eine geringe Rolle spielen, wie Prof. 4 zu bedenken gab:

»Es wird ja immer noch seit Jahrzehnten dieser Quanti-Quali-Divide angesprochen. [...] Es wäre schon viel geholfen, wenn diese Selbstbeschreibung, dass das zwei Welten sind, die wenig miteinander zu tun haben und auch nichts voneinander wissen wollen, durchbrochen werden könnte. Es gibt sicherlich an den Grenzen beider Bereiche entweder Personen, die die Unterscheidung sehr strikt sehen oder extrem spezialisiert sind und tatsächlich in unterschiedlichen Welten operieren. Aber ich glaube, dass die Schnittmengen praktisch und faktisch viel größer sind, als sie dargestellt werden« (Prof. 4: 5, 12-19).

Dennoch wurde in den Interviews immer wieder auf diese Gegensätze abgestellt und es wurden jeweils gegenseitig die schärfsten Vorwürfe in einem akademischen Feld erhoben, nämlich die der Irrelevanz, Unwissenschaftlichkeit und mangelnden Seriosität der jeweils anderen Seite. Diese Gegensätze und latenten Konflikte sahen die Befragten auch eingebettet in einen deutlichen Strukturwandel des soziologischen Feldes im Sinne einer Veränderung des gegenwärtigen Zustandes im Vergleich zum Zustand des Feldes, als die hier Befragten selbst in das Feld sozialisiert wurden. Nach der Aussage mehrerer Interviewpartner:innen sei diese Entwicklung insbesondere durch die Spezialisierung, Internationalisierung und Professionalisierung, zum Beispiel durch die wachsende Bedeutung von englischsprachigen Fachzeitschriften geprägt. Das folgende Zitat von Prof. 9 verdeutlicht, dass diese Spaltung zwischen ›Theorie und Empirie‹ nicht nur auf einen differenzierteren Forschungsgegenstand zurückzuführen ist, sondern auch auf die (Re-) Produktion von Macht und die Austragung von Kämpfen innerhalb des Feldes:

»Das ist aber ein Streit, der in Deutschland immer wieder und in unterschiedlichen Ausprägungen ausgetragen wird, wenn es um Besetzung von Professuren, um Publikationsstrategien oder Gutachterplätze bei der DFG geht. Es gibt sicher eine Spaltlinie in diesem Streit zwischen denen, die Soziologie als empirische Sozialforschung betreiben und das in ausgeprägt quantitativer Ausrichtung tun und anderen, die eher soziologische Theorie als ihre Domäne begreifen und die dann häufig mit denen zusammenarbeiten, die mit qualitativen Methoden arbeiten.« (Prof. 9, 4, 3-9)

In den Interviews zeigte sich so ein latenter Konflikt zwischen qualitativer Forschung und soziologischer Theorie auf der einen Seite und empirisch-quantitativer Forschung auf der anderen. Vertreter:innen ersterer Position nehmen letztere als dominanten Mainstream wahr, was interessant ist, da sie nach unseren Daten selbst zu den kapitalstärksten und damit dominanten Akteuren des Feldes gehören. Dieser Punkt berührt auch die Haltung der Soziolog:innen zum heteronomen Charakter der Soziologie, da die Beschäftigung mit Themen wie soziale Ungleichheit, Gesellschaftstheorie und Transformation immer auch Fragen der Öffentlichkeit und Politik betrifft –

als normative, öffentliche und »kritische Soziologie«, wie Prof. 4 (3, 33) formulierte. Dies deutet darauf hin, dass die Soziologie als Disziplin gleichzeitig an zwei konkurrierenden Logiken beteiligt ist: der spezifischen Logik des wissenschaftlichen Feldes und der Logik des politischen Feldes. Dementsprechend wird ein großer Teil der soziologischen Debatten von gleichgerichteten Auseinandersetzungen im politischen Feld überschattet, wie zum Beispiel der Gegensatz zwischen Individuum und Kollektiv durch den Konflikt zwischen Liberalismus und Sozialismus (Bourdieu 1991).

Interessant war zudem, dass die Befragten die Konflikte einerseits als stark ausgeprägt wahrnahmen und auch zuspitzten, aber gleichzeitig alle Befragten konstatierten, dass es – zum Zeitpunkt der Befragung – kaum eine offene Debatte über diese Konflikte gäbe. Prof. 5 fasste dies zusammen:

»Streit ist ja nicht schlecht. Wenn inhaltliche Auseinandersetzungen geführt werden, ist das natürlich gut – für das Fach und für beide Seiten. Es passiert aber eigentlich nicht. Im Moment wird nicht viel an Auseinandersetzung geführt. Die Schulen reden kaum mehr miteinander und das ist eher schlecht. Jeder hat so seine eigene Insel und dazu Geringschätzung der jeweils anderen Seite. [...] Alle stehen in Gefahr, tendenziell sektenartig zu werden oder Seilschaften zu bilden und sich dann nur jeweils untereinander zu beschäftigen und mit einer gewissen Geringschätzung gegenüber zu treten. Also nicht wirklich im Dialog zu stehen. Das ist auch eine nicht ganz glückliche Entwicklung.« (Prof. 5, 5, 2-12).

Dahrendorf (1996) hatte diese gleichzeitige Zersplitterung und fehlende Debatte bereits als die »Langeweile« der Soziologie bezeichnet. Prof. 3 ergänzte dazu:

»Es gibt eine Pazifizierung der Grundsatzfragen [...], mit der Folge, dass vieles langweilig wird. Die Leute haben sich in ihren Nischen eingerichtet: Es gibt Leute, die machen qualitative Forschung, es gibt Leute, die betreiben quantitative Forschung und nur noch wenige beschäftigen sich mit Theorien. Es gibt so eine wechselseitige Toleranz: Jeder soll machen, was er denkt, was richtig ist. Das finde ich im Grunde nicht gut, weil die verschiedenen Gruppen nicht miteinander kommunizieren. Große Streitigkeiten gibt es kaum noch. Alle haben sich in ihren Nischen eingerichtet, sind entspannt und es entsteht eine gewisse Langeweile.« (Prof. 3, 4, 12-18)

Dabei sind Grundsatzdiskussionen und inhaltliche Auseinandersetzungen auch für die von Prof. 8 angesprochene Profilierung der Soziologie gegenüber Politik und Öffentlichkeit von großer Bedeutung:

»Man sollte anfangen, die Positionen der anderen ernster zu nehmen und sich auch die Mühe machen, dagegen zu argumentieren, wenn man dadurch seine eigene Position schärfen kann und der andere dadurch auch die Chance bekommt, seine Position zu stärken. Und weil es einfach auch mehr Spaß macht, wenn man nicht den

Eindruck hat, dass alles gültig ist, sondern es da auch mal einen Konflikt oder Ungültigkeit gibt. [...] Leider streiten wir uns ja kaum. Das wird ja auch überall bemängelt, dass es eigentlich keine Leidenschaft in diesem Punkt mehr gibt und eher die Auffassung vorherrscht, es soll doch jeder machen, was er will, anstelle zu sagen, was du schreibst, leuchtet mir gar nicht ein« (Prof. 8, 7, 38-42)

Während die mangelnde Streitlust der Nachwuchswissenschaftler:innen angesichts des strukturellen Konformitätsdrucks durchgetakteter Karrieren noch einigermaßen verständlich ist, erscheint diese Konfliktscheue von verbeamteten Professor:innen doch zumindest erklärungsbedürftig. Aus Sicht der Befragten war es besonders die zunehmende Spezialisierung, insbesondere die Ausdifferenzierung »spezieller Soziologien« (Prof. 2, 1, 30 f.), die häufig als Grund für die mangelnde Streitlust der Professor:innen angeführt wurde – eine »vitale Streitkultur mit fruchtbaren Kontroversen« (Burzan 2019: 33) sahen die Professor:innen kaum noch gegeben. Dies erschwere auch die Bewertung der Arbeit von Kolleginnen und Kollegen, wie Prof. 4 feststellte:

»Oft sitzt man in Berufungskommissionen und berichtet über Kandidatinnen oder Kandidaten und stellt dann fest, wie spezialisiert bestimmte Bereiche sind. Wie hoch da auch die Hürden sind, selbst als Soziologin oder Soziologe mitreden oder überhaupt verstehen zu können, was da getrieben wird. Das gilt jetzt nicht nur für Methoden, wie Mehrebenenanalysen, sondern auch für Theoriediskussionen.« (Prof. 4, 6, 11- 16)

Man könnte nun argumentieren, dass diese Entwicklung der Entwicklung älterer Wissenschaftsdisziplinen folgt und zu einer immer stärkeren Arbeitsteilung im Fach geführt hat, die letztlich zu einer Ausdifferenzierung in weitere soziologische Teilbereiche führen wird. Dagegen spricht jedoch die notwendige Anschlussfähigkeit soziologischen Wissens an Gesellschaft und Politik. Daraus ergibt sich die Sonderstellung der Soziologie am heteronomen Pol des wissenschaftlichen Feldes und das Verhältnis zwischen dem soziologischen Feld, dem wissenschaftlichen Feld und dem Feld der Macht (Bourdieu 1991; 1988).

In den zehn Jahren nach unserer Befragung kann man nun eigentlich nicht davon sprechen, dass es zu wenig manifeste Konflikte innerhalb der deutschen Soziologie gab, und in diesem Sinne war es sicher auch nicht besonders langweilig. Und tatsächlich hat die Soziologie in dieser Zeit auch durchaus gesellschaftliches und politisches Gewicht gehabt, die von uns damals identifizierten kapitalstärksten Akteure haben mitunter starke öffentliche Aufmerksamkeit erhalten. Allerdings ist es eine offene Frage, ob diese an der fruchtbaren

ren und produktiven Konfliktaustragung lag oder an gesellschaftlichen Dynamiken, Polarisierungs- und Krisendiskursen (siehe Kumkar, Schimank 2025), die eben einen stärkeren soziologischen Beratungsbedarf erzeugen.

Was können Neueinsteiger des Felds, vor allem Studierende oder Nachwuchswissenschaftler:innen, aus solchen Feldanalysen und Selbstbeobachtungen eines Fachs lernen?

1. Die Soziologie ist ein vergleichsweise sozial offenes Feld, was zum Beispiel die Karrierechancen von Frauen erhöht. Es gibt jedoch interne Differenzierungen innerhalb dieser sozialen Struktur.
2. Die Soziologie ist eine multiparadigmatische Disziplin, in der die verschiedenen Schulen oft nebeneinander existieren. Diese Multiparadigmatik ist dabei nicht nur »durch die Komplexität des Gegenstands begründet« (Burzan 2019: 29), sondern Ausdruck feldinterner Machtkämpfe. Spezialisierung und Reflexion über den Teil des Feldes, in dem die Karriere stattfinden soll, sind daher von großer Bedeutung.
3. Je nach Teilbereich des Feldes können sich die Strategien und Kapitalformen (Publikationen, Konferenzen, Bedeutung von Drittmitteln, methodische Ausrichtungen) erheblich unterscheiden.
4. Die verschiedenen Soziologien variieren hinsichtlich ihrer Größe und verfügbaren Positionen. Große Teilbereiche (zum Beispiel Theorie, Arbeitssoziologie, Methoden) bieten mehr Stellen, sind aber auch stärker umkämpft. Spezialisiertere Bereiche verlangen eine stärkere Spezialisierung, können aber riskante »Sektorwetten« sein. Insgesamt sollte man sein Fachgebiet gut kennen und prüfen, ob die objektiven Möglichkeiten mit den subjektiven Zielen vereinbar sind.
5. Gerade in der Anfangsphase der Karriere spielen soziale Netzwerke eine große Rolle (zum Beispiel Assistenzstellen, Mentoren, berühmte Vorgesetzte, Konferenzen), weshalb Networking noch wichtiger sein kann als Publikationen oder Qualifikationsarbeiten.

Darüber hinaus deuten die qualitativen Befunde auf eine eher chaotische, multiparadigmatische Disziplin mit vielen Konflikten, einem hohen Maß an Wettbewerb und einem erheblichen Ausmaß an Unsicherheit hin. Dementsprechend erfordert eine Karriere in der Soziologie einen widerstandsfähigen Habitus, der Enttäuschungen und Konflikte nicht scheut und dann in einem intellektuell interessanten und herausfordernden Bereich von hoher gesellschaftlicher Relevanz belohnt wird.

Literatur

- Ballif, Edmée / Zinn, Isabelle 2024: Invisible Burden: The Unequal Impact of the Pandemic on Postdoctoral Researchers. In Jörg Rössel (ed.), *How To Become a Sociology Professor: Opportunities, Inequalities, Alternatives*. Bulletin 165 der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, 13–17.
- Beaufäys, Sandra 2003: *Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft*. Bielefeld: Transcript.
- Benz, Pierre / Rossier, Thierry / Araujo, Pedro 2024: The effect of research topics on securing funding and careers for Swiss sociologists. Bulletin 165 der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, 37–45.
- Bourdieu, Pierre 1988 [1984]: *Homo Academicus*. Cambridge: Polity Press.
- Bourdieu, Pierre 1991: On the Possibility of a Field of World Sociology. In Pierre Bourdieu / James S. Coleman (eds.), *Social Theory for a Changing Society*. San Francisco und Oxford: Boulder, 373–389.
- Bourdieu, Pierre 1993: Some Properties of Fields. In Pierre Bourdieu, *Sociology in Question*. London: Sage, 72–77.
- Bourdieu, Pierre 2000 [1997]: *Pascalian Meditations*. Stanford: Stanford University Press.
- Burzan, Nicole 2019: Über eine multiparadigmatische Soziologie. *SOZIOLOGIE*, 48. Jg., Heft 1, 28–36.
- Dahrendorf, Ralf 1996: Die bunten Vögel wandern weiter. In Joachim Fritz-Vannahme (Hg.), *Wozu heute noch Soziologie?* Wiesbaden: VS, 31–36.
- Eifler, Stefanie/ Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H. P. / Krebs, Dagmar 2015: Die Methodenausbildung in soziologischen MA-Studiengängen. *SOZIOLOGIE*, 44. Jg., Heft 3, 292–313.
- Gerhards, Jürgen 2014: Top Ten Soziologie. Welche soziologischen Texte sollten Studierende der Soziologie gelesen haben? *SOZIOLOGIE*, 43. Jg., Heft 3, 313–321.
- Keil, Maria 2018: Zur Reproduktion sozialer Ungleichheit im Feld der Wissenschaft. *Berliner Journal für Soziologie*, 28. Jg., Heft 3/4, 457–478.
- Keil, Maria 2020: *Die Ordnung des Feldes. Reproduktionsmechanismen sozialer Ungleichheit in der Wissenschaft*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Krais, Beate 2008: Wissenschaft als Lebensform. Die alltagspraktische Seite akademischer Karrieren. In Yvonne Haffner / Beate Krais (Hg.), *Arbeit als Lebensform? Beruflicher Erfolg, private Lebensführung und Chancengleichheit in akademischen Berufsfeldern*. Frankfurt am Main: Campus, 177–211.
- Kumkar, Nils / Schimank, Uwe 2025: Gesellschaftliche Polarisierungen und soziologische Positionierungen: Theoretische Reflexionen erhellenden Widerstreits. *SOZIOLOGIE*, 54. Jg., Heft 1, 77–33.
- Lenger, Alexander / Rieder, Tobias / Schneickert, Christian 2014: Theoriepräferenzen von Soziologiestudierenden. *SOZIOLOGIE*, 43. Jg., Heft 4, 450–467.

- Litzenberger, Timo / Sternberg, Rolf 2005: Die Forschungsleistung der Soziologie an zehn deutschen Universitäten. *SOZIOLOGIE*, 34. Jg., Heft 2, 174–190.
- Lutter, Mark / Schröder, Martin 2016: Who becomes a tenured professor and why? Panel data evidence from German sociology 1980–2013. *Research Policy* 45, 999–1013.
- Lutter, Mark 2024: Gender Disparities and Determinants of Tenure in German Sociology: Insights from Four Longitudinal Studies. In Jörg Rössel (Hg.), *How To Become a Sociology Professor: Opportunities, Inequalities, Alternatives*. Bulletin 165 der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, 8–12.
- Mau, Steffen / Huschka, Denis 2010: Who is Who? Die Sozialstruktur der Soziologie-Professorenschaft in Deutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 62. Jg., Heft 4, 751–766.
- Pap, Ilona / Velicu, Antonia 2024: Stay or Stray? Evaluating Job Satisfaction in Academia. In Jörg Rössel (ed.), *How To Become a Sociology Professor: Opportunities, Inequalities, Alternatives*. Bulletin 165 der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, 18–27.
- Rössel, Jörg (ed.) 2024: How to become a Sociology Professor: Opportunities, Inequalities, Alternatives. Bulletin 165 der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie.
- Rossier, Thierry / Bühlmann, Felix / Mach, André 2017: The Rise of Professors of Economics and Business Studies in Switzerland: Between Scientific Reputation and Political Power. *European Journal of Sociology*, vol. 58, no. 2, 295–326.
- Rost, Katja 2024: A Sociology Professorship as a Hotly Contested Winner-Takes-All Market with Attractive Outside Options. In Jörg Rössel (Hg.), *How To Become a Sociology Professor: Opportunities, Inequalities, Alternatives*. Bulletin 165 der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, 4–7.
- Scheffer, Thomas / Schmidt, Robert 2019: Für eine multiparadigmatische Soziologie in Zeiten existentieller Probleme. *SOZIOLOGIE*, 48. Jg., Heft 2, 153–173.
- Schmidt-Wellenburg, Christian / Schmitz, Andreas 2023: Divided we stand, united we fall? Structure and Struggles of Contemporary German Sociology. *International Review of Sociology*, vol. 33, no. 3, 512–545.
- Schmitz, Andreas / Schmidt-Wellenburg, Christian / Volle, Jonas 2024: Integrating Geometric Data and Network Analysis by Iterative Reciprocal Mapping. *The Example of the German Field of Sociology*. *Poetics*, vol. 108, 101947.
- Schmitz, Andreas / Schmidt-Wellenburg, Christian / Witte, Daniel / Keil, Maria 2019: In welcher Gesellschaft forschen wir eigentlich? Struktur und Dynamik des Feldes der deutschen Soziologie. *Zeitschrift für theoretische Soziologie*, 8. Jg., Heft 22, 245–276.
- Schneickert, Christian 2013: Studentische Hilfskräfte und MitarbeiterInnen. Soziale Herkunft, Geschlecht und Strategien auf dem wissenschaftlichen Feld. Konstanz: UVK.
- Schneickert, Christian / Lenger, Alexander 2010: Studentische Hilfskräfte im deutschen Bildungswesen. *Berliner Journal für Soziologie*, 20. Jg., Heft 2, 203–224.

- Schneickert, Christian / Lenger, Alexander / Steckermeier, Leonie C. / Rieder, Tobias 2019: The Sociological Canon, Relations between Theories and Methods, and a Latent Political Structure: Findings from a Survey of Sociology Students in Germany and Consequences for Teaching. *Teaching Sociology*, vol. 47, no. 4, 339–349.
- Schneickert, Christian / Schmitz, Andreas / Witte, Daniel 2020: *Das Feld der Macht. Eliten – Differenzierung – Globalisierung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schneickert, Christian / Wimmer, Christopher 2024: The Social Field of German Sociology and its Professors. In Jörg Rössel (ed.), *How To Become a Sociology Professor: Opportunities, Inequalities, Alternatives*. Bulletin 165 der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, 28–36.
- Volle, Jonas / Schmitz, Andreas / Lietz, Haiko / Münch, Richard 2024: Group Formation in Science between Homogenization and Differentiation: Modeling the Development of U.S. and German Sociology. *International Journal of Sociology*, vol. 54, no. 4, 221–241.
- Wagner, Muriel / Klassert, Pascal / Wagner, Gerhard 2024: Early Career Researchers als Wissenschaftskapitalisten. Bausteine eines Ratgebers zur Karriereplanung in der Soziologie. *SOZIOLOGIE*, 52. Jg., Heft 4, 425–445.
- Warczok, Tomasz / Beyer, Stephanie 2021: The logic of knowledge production: Power structures and symbolic divisions in the elite field of American sociology. *Poetics*, vol. 87, 1–18.
- Wieczorek, Oliver / Schmitz, Andreas / Volle, Jonas / Bayarkhuu, Khulan / Münch, Richard 2024: Types of Collaboration and the Consolidation of Sociological Research Evidence from publications in five German sociology journals 2000–2019. *Soziale Welt*, Sonderband 26, 239–279.
- Williams, Malcolm / Sloan, Luke / Brookfield, Charlotte 2017: A Tale of Two Sociologies: Analytic Versus Critique in UK sociology. *Sociological Research Online*, vol. 22, no. 4, 132–151.
- Wimmer, Christopher / Schneickert, Christian 2018: Konflikt, Autonomie und Orthodoxie. Professor*innen im Feld der deutschen Soziologie. *Soziale Welt*, 69. Jg., Heft 2, 182–210.
- Wissenschaftsrat 2008: Pilotstudie Wissenschaftsrat – Forschungsrating Soziologie. GESIS-Datenarchiv, Köln. ZA4666 Datensatz Version 1.0.0.
- Zuckerman, Harriet 1977: *Scientific Elite: Nobel Laureates in the United States*. Los Angeles: The Free Press.

Wechsel des DGS-Vorsitzes

Briefe zum Abschied und zur Begrüßung

Geschätzte Mitglieder der DGS!

In den vier Jahren als DGS-Vorsitzende habe ich viel gelernt: Über den Eigensinn von Funktionen und die Eigenlogik funktionsbezogener Sichtbarkeit, über die machtvollen gestalterischen Möglichkeiten institutioneller Praxis und auch über die Wahrnehmungen einer spezifischen Vorsitzenden durch die je spezifischen Brillen anderer Soziolog*innen. Gelernt habe ich auch Einiges über mein Unvermögen. Denn:

Woran ich als Vorsitzende gescheitert bin, ist meine Absicht, die DGS stärker zu einer Klammer für alle zwar notwendigen (oder auch pragmatisch funktionalen, vielleicht nur lieb gewonnenen oder identitär überzeichneten) aber riskanten Fach-Fraktionen zu machen. Besonders besorgt bin ich über die zunehmende Unsichtbarkeit einiger Felder und Methoden innerhalb der DGS. Ich habe mich immer dagegen gewehrt, dies als ›Quantik‹ vs. ›Qualik‹ zu rahmen, aber ich habe angesichts der komplexen Gemengelage keine bessere bündige Deutung für die Situation. Fakt ist, dass diejenigen, die sich als ›Quantik‹ verorten, sich vielfach heimatlos und verkannt fühlen in der DGS. Mehr oder weniger, verärgert oder lässig – es gibt die Klage, dass ›wir‹ (bestimmte Methoden oder Themen) nicht vorkommen, nicht Thema sind, nicht in den Gremien mitentscheiden. Und das stimmt, zumindest teilweise. Zwar verhandeln wir meines Erachtens als Fach bei diesen eigenlogischen Organisationsdynamiken weitaus mehr als unsere expliziten Absichten und gut begründeten Fachmethoden, so etwa habituelle Formen, normative Standpunkte, professionelle Identitäten, epistemologische Grundausrichtungen und vieles mehr. Abgesehen davon ist aber dieses Wegdriften einzelner Teile des Faches ein Problem für uns alle, fachlich und als Verband. Die Soziologie ist plural oder sie ist nicht. Ich denke, das sollten auch diejenigen beherzigen, die vielfach noch in der Attitüde der ›Subalternen‹ Kulturkörpergengerqualitheorieaffektekonstruktivismuspraxologiediskursforschung betreiben. Dass, wer solche Soziologie macht, auch DGS-Vorstände und Vorsitz mit bestückt, spricht für uns als Fach. Aber es sollte nicht bedeuten, andere und ebenso charakteristische Perspektiven und Methoden im Fach gering zu schätzen. Also: rationalchoicesurveyvignettenvariablenquantideskriptivanalytische Soziologi:innen, auch Ihr seid DGS. Doch solche Appelle

reichen nicht. Die DGS muss sich entsprechend aktiv als Ort und Form der Pluralität weiterentwickeln, muss dieses Wegdriften als Aufgabe ernst nehmen – und nicht individualisierend abwehren. Wie genau das gelingen kann, das wird der neue Vorstand sicher entwickeln. Ich habe dazu, zu spät?, intensive Gespräche mit einigen Sektionen begonnen und fand das ausgesprochen erhellend. Es wurden tolle Ideen generiert, die zum Beispiel deutlich gemacht haben, dass bestimmte Kongressformate eben spezifisch sind (aber von bestimmten Fachmilieus für das Allgemeine gehalten werden) und wir da pluraler werden sollten.

Reduktionistischer Dogmatismus zieht sich in unserem Fach durch viele, alle?, Positionen, Fraktionen und Kontexte. Er ist derzeit besonders problematisch, weil sich darin ein Anti-Pluralismus realisiert, der unsere soziale und politische Gegenwart zunehmend prägt. Autoritäre Ausblendung von Pluralität und den Konflikten, die sich daraus ergeben, ist eine ernsthafte Bedrohung von Demokratie – und auch eine Bedrohung im Innern der Wissenschaft. Auch wir als Fach brauchen die Perspektivenvielfalt, weil die soziale Wirklichkeit so vielseitig und komplex ist, dass nicht *die* Methode oder *die* Theorie hinreicht. Wir brauchen auch die Debatte und den Konflikt, der sich aus der Pluralität ergibt. Wir brauchen, schließlich, auch einen Verband, der sich den populistisch-autoritären Verführungen nicht hingibt, zum Beispiel den der »unmittelbaren Nützlichkeit« von Forschung oder der angeblich alternativlosen Evidenzgenerierung als Politiksurrogat. Ich meine, dass die unbedingte Verteidigung von Wissenschaftsfreiheit als Wert an sich unerlässlich ist. In den vergangenen Jahren habe ich als DGS-Vorsitzende versucht, das möglichst konkret, im Lichte unseres Pluralismus und mit Pragmatismus zu realisieren. Ich kann nur hoffen, dass sich das in den Stellungnahmen ebenso zeigt wie in den zahlreichen Konsultationen und Kooperationen.

Ein besonders schwieriges Thema war dabei die Positionierung der DGS zum Umgang mit Protesten an Hochschulen (nach der Stellungnahme der DGS zu »Mediendarstellungen von Akademiker:innen im Rahmen politischer Proteste zum Israel-Gaza-Konflikt« vom 13. Mai 2024). Ich glaube, wenig in meinem Leben hat mich so getroffen und so wütend gemacht, wie die in einigen (wenigen) emails eloquent formulierte Unterstellung, ich sei ob dieser Stellungnahme antisemitisch, verbunden mit der Ansage, deshalb die DGS zu verlassen. Dass dies von nicht-jüdischen deutschen Kollegen kam, versuche ich seitdem immer wieder auf inneren Abstand zu bringen,

denn primitiv-identitär will ich nicht sein. Und so habe ich all meinen argumentativen Soziologinnen-Charme aufgebracht und den Kollegen überzeugen können, im Verband zu bleiben. Und ich bleibe dabei, noch vehementer angesichts der Dynamiken in den USA, dass der notwendige Kampf gegen Antisemitismus (auch in den Sozialwissenschaften) und die notwendige Auseinandersetzung damit (wie auch in diesem Heft) nicht über autoritäre Beschneidungen der Wissenschaftsfreiheit und auch nicht über die politische Kolonisierung von Forschungsdebatten führen darf.

Eine besonders gute Erfahrung war hingegen die Vorstands- und Zusammenarbeit mit der Geschäftsstelle der DGS sowie die Kommunikation mit den vielen Sektionen. Danke dafür! Auch die Redaktion der SOZIOLOGIE macht eine nicht zu überschätzende exzellente Arbeit, auch Ihnen und Euch sei besonders gedankt.

Wir sehen, sprechen und streiten uns kollegial bald, beim DGS-Kongress in Duisburg Ende September. Darauf freue ich mich.

Herzliche Grüße

Paula-Irene Villa Braslavsky

Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Studierende in der DGS,

ich möchte diese Gelegenheit nutzen, um als frisch gewählte Vorsitzende eines der Anliegen anzusprechen, das mich im Hinblick auf die DGS umtreibt.

Das Ergebnis der Wahlen zum Vorstand und Konzil der DGS war für viele überraschend: Ein ausschließlich mit Frauen besetzter Vorstand! Dazu kommt, dass die quantitative Sozialforschung im Vorstand (mit einer Ausnahme) nicht mehr vertreten ist.

Auf beides haben wir Reaktionen bekommen: vereinzelt irritierte Reaktionen auf die vollständige Feminisierung des Vorstands; aber auch Austritte von Kolleginnen und Kollegen, die quantitativ arbeiten und sich in der DGS nicht mehr repräsentiert sehen oder meinen, auf den Kongressen keine hinreichenden fachlichen Anregungen mehr zu bekommen.

Ich verstehe die Irritation einiger männlicher Kollegen über den Wahlausgang. Ich verstehe sie auch deshalb, weil die Verteilung der Geschlechter lange anders aussah. 1953 wurde mit Charlotte Lütken die erste Frau in den Vorstand gewählt, es folgte 1957 Elisabeth Pfeil, 1963 dann Renate Mayntz und 1965 Helge Pross. Man könnte meinen, damit wäre der Durchbruch zur zunehmenden Geschlechtergleichheit im Vorstand auf den Weg gebracht. Aber – wie ein Forschungsprojekt unter der Leitung von Hans-Georg Soeffner am KWI zeigt – weit gefehlt! Zwischen 1967 und 1981 gehörte wieder keine einzige Frau dem Vorstand der DGS an. Das ändert sich erst 1981 mit der Wahl von Uta Gerhardt und Gertrud Nunner-Winkler, es folgen in den Jahren danach Ilona Ostner und Ingrid Sommerkorn (ab 1987) sowie Rosemarie Nave-Herz (ab 1989). Erst 1989 egalisiert sich das Geschlechterverhältnis im Vorstand der DGS. Es wäre nicht verwunderlich, wenn dies im kollektiven Gedächtnis zumindest der Älteren noch verankert ist.

Jutta Allmendinger wurde dann 1999 die erste weibliche Vorsitzende. Seit den mehr als 25 Jahren, die seitdem vergangen sind, haben sich die Verhältnisse sehr verändert und das Fach hat sich tendenziell feminisiert.

Ein Kollege fragte in einem Schreiben problematisierend nach dem Geschlechterbild, das hinter einem solchen Wahlergebnis stehe. Ich würde antworten: gar keines. Die Wahl ist das Ergebnis von etwa 1.600 Einzelentscheidungen, nicht nur von denen, die wählen, sondern auch bezogen auf die, die gewählt werden. Es werden keine Listen gewählt, sondern einzelne Personen, und man hat dabei kein Gesamtbild des künftigen Vorstandes vor Augen. Man wählt die, die einem fachlich nahestehen oder als Personen

überzeugen. Und vielleicht wählt die eine oder der andere auch noch immer so, als müsse man sicherstellen, dass genügend Frauen im Vorstand repräsentiert sind. Das war, wie man sieht, vor 25 Jahren eine durchaus sinnvolle Strategie, inzwischen schlägt sie ins Gegenteil um. Aber vielleicht ist es gut, sich diese Veränderung einmal vor Augen zu führen. Vermutlich sieht es bei der nächsten Wahl schon wieder anders aus. Natürlich gäbe es weitere Personengruppen, die sinnvollerweise im Vorstand repräsentiert sein sollten, etwa Personen mit Migrationshintergrund. Und zwar nicht, weil sie andere Identitätsmerkmale aufweisen, sondern weil sie unter Umständen andere Perspektiven ins Fach einbringen und helfen, unsere Selbstverständlichkeiten zu irritieren.

Es ist aber nicht zu vergessen: Der amtierende Vorstand ist in seiner Zusammensetzung das *Ergebnis* dieser letzten Wahl, nicht dessen Verursacher. Die gewählten Amtsinhaberinnen haben das Vertrauen der Wählenden bekommen und werden ihr Bestes tun, um alle Mitglieder der DGS gleichermaßen und mit großem Engagement zu vertreten.

Was mich allerdings beunruhigt, ist die nahezu fehlende Repräsentanz der quantitativen Sozialforschung im Vorstand der DGS und ihre geringe Repräsentanz im Konzil, etwas, das sich schon länger abzeichnet. Die Austritte, die aus diesem Grund erfolgt sind, sind nicht nur im Einzelfall bedauerlich. Sie sind meines Erachtens ein Alarmsignal auch deshalb, weil diese Personen für wichtige Zweige soziologischer Surveyforschung und Forschungsdateninfrastruktur stehen. Es ist ein Problem für die DGS als Ganzes, wenn sie wesentliche Repräsentanten dieses Forschungszweiges verliert. Und es ist eine Aufgabe für uns alle, daran etwas zu ändern. Ich weiß, dass ich nicht die erste Vorsitzende bin, die sich darüber Gedanken macht. Und ich weiß, dass dieses Problem eine lange Vorgeschichte hat, die in der Gründung der Akademie für Soziologie ihren Ausdruck fand.

Die Geschichte des Methodenstreits in der DGS wäre Stoff für eine Dissertation. Ich kann die Entwicklung hier nicht rekonstruieren, und es gibt über sie wohl unterschiedliche Lesarten. Ich erinnere mich noch an die Aufregung, die seinerzeit die Gründung einer Sektion für Qualitative Sozialforschung verursacht hat. Das erschien manchen als Aufkündigung eines gemeinsamen Methodenbegriffs, für andere war es die Konsequenz aus der langjährigen Missachtung der methodischen Qualität der eigenen Forschung. Umgekehrt haben manche dann später die Gründung der Akademie für Soziologie als eine Art Verrat angesehen, für andere war sie der konsequente Schritt hin zu angemessener Repräsentanz der eigenen fachlichen

Orientierung. In der Zwischenzeit ist die Akademie für Soziologie für die DGS jedenfalls in bestimmten Bereichen zur ernsthaften Konkurrenz geworden, und manche der Ausgetretenen sehen sich mit ihren fachlichen Interessen dort besser aufgehoben. Das kann uns als DGS nicht egal sein.

Auch wenn man im Blick auf die Vergangenheit vermutlich nicht auf einen gemeinsamen Nenner kommt, ist es im Hinblick auf die Zukunft der DGS doch essenziell, sich diese Situation vor Augen zu führen und – soweit es in unseren Möglichkeiten steht – etwas daran zu ändern. Denn nach innen wie nach außen, also in der gesellschaftlichen Wahrnehmung und Relevanz, lebt die DGS davon, dass sie verschiedene methodische Grundrichtungen umfasst, die miteinander gesprächsfähig bleiben, auch wenn wir die Feinheiten der jeweiligen methodischen Entwicklung nicht immer nachvollziehen können und auch nicht müssen. Gleichwohl sind es methodische Orientierungen, die sich mit strukturell denselben Problemen befassen (zum Beispiel mit methodischen Standards, Fragen der Gültigkeit und Reichweite, der Generalisierbarkeit und Theoretisierbarkeit der Ergebnisse, der Objektivierung des methodischen Vorgehens oder mit forschungsethischen Fragen, und auch mit der Konzeption von Gesellschaft, die im Hintergrund unseres Forschens steht, und der Rolle, die wir der Soziologie zumessen), aber dabei zu unterschiedlichen, dem jeweiligen Forschungsgegenstand adäquaten Lösungen kommen. In den Sektionen sind diese verschiedenen Richtungen vertreten, sie sollten aber auch in den Veranstaltungsformaten und im Vorstand repräsentiert sein. Wir haben dafür beim Kongress in Duisburg eine informelle Veranstaltung geplant, und wir werden in der Breite Gespräche führen, um bei den Kongressen Formate zu finden und Gäste einzuladen, die auch für die quantitativ Arbeitenden interessant sind. Überdies gilt es, bereits jetzt Personen aus dem Bereich der quantitativen Forschung zu finden, die sich für die nächsten Gremienwahlen aufstellen lassen. Der aktuelle Vorstand steht insofern vor der paradoxen Aufgabe, dafür Sorge zu tragen, dass der nächste Vorstand methodisch breiter aufgestellt ist. Und die Wählerinnen und Wähler sollten vielleicht neben der Wahl »ihrer« Kandidatinnen auch darauf achten, Personen in den Vorstand zu wählen, mit deren Hilfe der Vorstand die DGS in ihrer Breite repräsentieren kann. Es bedarf dabei Ihrer aller Mitwirkung, bei der Kandidatur, beim Gespräch, wie bei der nächsten Wahl.

Vielleicht hilft es, sich zu vergegenwärtigen, dass die Methodendiskussionen seit der Zeit der Gründung der DGS und über ihr ganzes Bestehen hinweg (Werturteilsstreit, Positivismusstreit, Auseinandersetzungen über Forschungsdatenmanagement und Forschungsethik, Standortgebundenheit und anderes mehr) Highlights der soziologischen Auseinandersetzung waren. Nicht, weil man sich dabei »geeignet« hätte. Auch nicht, weil die Auseinandersetzungen frei gewesen wären von Missrepräsentationen der jeweils anderen Position. Sondern deshalb, weil in diesen Streitigkeiten Grundsatzfragen soziologischer Forschung und Theoriebildung verhandelt worden sind, die zur Schärfung des zugrundeliegenden Problems beigetragen haben, wenn auch die Lösungen unterschiedlich aussahen und immer aussehen werden. Wenn wir die Voraussetzungen für diesen Streit verlieren, geht uns wesentliche Substanz verloren. Wir brauchen die breite Plattform, um die eigene Position zu verteidigen, zu schärfen oder auch zu revidieren, in jedem Fall aber kritisch zu reflektieren. Wir brauchen den Streit! Wir brauchen den maximalen Kontrast, um es uns nicht in der Enklave der eigenen methodischen »Sekte« (religionssoziologisch gesprochen) allzu gemütlich zu machen. Es bedarf, um Max Weber zu zitieren, der sich damit – hypothetisch – für Anarchisten auf juristischen Lehrstühlen ausgesprochen hat, der jeweils anderen Seite, um für alle von uns den »archimedische[n] Punkt außerhalb der uns so selbstverständlichen Konventionen und Voraussetzungen« zu repräsentieren. Und wir sollten dies auch in unseren Gremien und auf unseren Kongressen abbilden.

In diesem Sinne

Ihre/Eure Monika Wohlrab-Sahr

Vorstand der DGS 2025 bis 2027

Vorsitzende und Beauftragte für Öffentlichkeitsarbeit

Prof. Dr. Monika Wohlrab-Sahr
Universität Leipzig
Institut für Kulturwissenschaften
Beethovenstraße 15
D-04107 Leipzig
E-Mail: wohlab@uni-leipzig.de

Stellvertretende Vorsitzende und Co-Beauftragte für Forschung und Kongresskoordination

Prof. Dr. Diana Lengersdorf
Universität Bielefeld
Fakultät für Soziologie
Universitätsstraße 24
D-33615 Bielefeld
E-Mail: diana.lengersdorf@uni-bielefeld.de

Schatzmeisterin

Prof. Dr. Heike Delitz
Universität Regensburg
Institut für Information und Medien, Sprache und Kultur
Universitätsstraße 31
D-93053 Regensburg
E-Mail: heike.delitz@ur.de

Beauftragte für die Zeitschrift SOZIOLOGIE

Prof. Dr. Angelika Pöferl
Technische Universität Dortmund
Fakultät Sozialwissenschaften
Emil-Figge-Straße 50
D-44227 Dortmund
E-Mail: angelika.poferl@tu-dortmund.de

Beauftragte für die Sektionen

Dr. Sonja Schnitzler
Institut für Sozialforschung
Senckenberganlage 26
D-60325 Frankfurt am Main
E-Mail: schnitzler@em.uni-frankfurt.de

Co-Beauftragte für Forschung

Prof. Dr. Julia Hahmann
Hochschule RheinMain
Fachbereich Sozialwesen
Bleichstraße 3
D-65183 Wiesbaden
E-Mail: Julia.Hahmann@hs-rm.de

Beauftragte für Beschäftigungsverhältnisse

Dr. Uta Karstein
Universität Leipzig
Institut für Kulturwissenschaften
Beethovenstraße 15
D-04107 Leipzig
E-Mail: karstein@uni-leipzig.de

Beauftragte für Lehre

Dr. Vivien Sommer
Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung e.V. (IRS)
Flakenstraße 29-31
D-15537 Erkner
E-Mail: Vivien.Sommer@leibniz-irs.de

Beauftragte für internationale Beziehungen

Dr. Anna Wanka
Goethe-Universität Frankfurt
Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung
Theodor-W.-Adorno-Platz 1
D-60323 Frankfurt am Main
E-Mail: wanka@em.uni-frankfurt.de

Aus der Vorstandsarbeit

Liebe Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Soziologie,

zunächst einmal möchten der neu gewählte Vorstand und ich uns für das Vertrauen danken, das Sie uns mit Ihrer Wahl geschenkt haben. Wir werden unser Bestes tun! Die aktuelle Ressortverteilung im Vorstand haben Sie auf den vorigen Seiten gesehen.

Eine erste, konkrete Konsequenz aus der Einsetzung des neuen Ausschusses Partizipation und Barrierefreiheit konnte Tobias Boll schon für den kommenden Kongress an der Universität Duisburg kundtun. Der Ausschuss geht ja der Frage nach, wie man die Kongresse insgesamt barrierefreier gestalten könnte, und ein erster Schritt wird nun sein, Assistenzpersonen den kostenlosen Zugang zum Kongress zu ermöglichen. Dies schließt auch Personen für Kinderbetreuung ein. Die regulär am Kongress teilnehmende Person kann mit der eigenen Anmeldung via Conftool gleichzeitig eine Assistenzperson anmelden. Personen, die selbst – etwa mit einem Vortrag – aktiv am Kongress teilnehmen, können den Status der Assistenzperson allerdings nicht bekommen.

Im Rahmen der Ethikkommission aus DGS und BSiD gab und gibt es einen interessanten Diskurs, den wir weiter verfolgen werden. Im November 2024 erschien im Deutschen Ärzteblatt ein Beitrag, in dem der Arbeitskreis Medizinischer Ethikkommissionen (AKEK) auf den zunehmenden Bedarf an forschungsethischer Beratung außerhalb der Medizin hinweist. Dieser Beobachtung ist uneingeschränkt zuzustimmen. Problematisch ist jedoch die implizite Grundannahme des Artikels, nämlich dass forschungsethische Standards allein aus der Perspektive medizinischer Ethikkommissionen zu definieren seien. Die in anderen Disziplinen – etwa in den Sozialwissenschaften – etablierten Debatten, Verfahren und Gremien zur Forschungsethik werden im Text weitgehend ignoriert. Stattdessen erhebt der AKEK den Anspruch, allgemeingültige Maßstäbe auch für nicht-medizinische Forschung zu entwickeln – und verkennet dabei, dass solche Standards längst existieren, etwa in den 2017 formulierten Empfehlungen des RatSWD »Forschungsethische Grundsätze und Prüfverfahren in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften« (RatSWD Output, No. 9).

Die Reaktionen aus den Sozialwissenschaften fielen entsprechend deutlich aus: Das Netzwerk Ethikkommissionen in den Sozialwissenschaften (neks), dem auch Prof. Dr. Hella von Unger als Mitglied der gemeinsamen

Ethikkommission von DGS und BSiD angehört, hat eine fundierte Stellungnahme veröffentlicht, der sich die Ethikkommission von DGS und BSiD ausdrücklich anschließt. Diese Stellungnahme können Sie auf unserer Homepage unter *Aktuelles* einsehen.

Angesichts der hohen Relevanz ethischer Fragen in der soziologischen Forschung wird die Ethikkommission von DGS und BSiD demnächst zu einer offenen Diskussionsveranstaltung unter dem Titel »Ethische Fragen in der Soziologie: Wo der Schuh drückt« einladen (mehr dazu in Bälde unter *Aktuelles* auf unserer Homepage). Mitglieder beider Verbände sowie interessierte Gäste sind herzlich eingeladen, Erfahrungen zu teilen, sich auszutauschen und gemeinsame Herausforderungen zu identifizieren.

Herzliche Grüße, auch im Namen der Vorstandskolleginnen,
Monika Wohlrab-Sahr

Statement on Solidarity with Serbian Students & Professors

The members of the German Sociological Association's board and student advisory board express their solidarity with the students and academics of the universities of Novi Sad, Belgrade, Kragujevac, and Niš in Serbia, as well as with the rector of the University of Belgrade. We support their demands for transparency in the reconstruction process after the tragedy of Novi Sad, accountability for those responsible, and justice for the victims.

Not least, as academics and students, we support their struggle to maintain universities as spaces of free thought and critical inquiry.

Essen, March 25, 2025

Prof. Dr. Monika Wohlrab-Sahr
President of the German Sociological Association (DGS)

Veränderungen in der Mitgliedschaft

Neue Mitglieder

Prof. Dr. Felix Anderl, Marburg
Rebekka Atakan, M.A., Bonn
Dr. Diana Aych, Leipzig
Aleksandra Barjaktarevic, M.A., Heidelberg
Magdalena Bausch, Freiburg
Dr. Leonhard Birnbacher, München
Juliette Brillet Reutter, M.A., München
Lisa Brünig, M.A., Göttingen
David Czudnochowski, M.A., Görlitz
Hauke Dannemann, M.Sc., Frankfurt am Main
Marc Dreher, M.A., Stuttgart
Tarik Englmann, M.A., Kassel
Dr. Magdalena Fellner, Kassel
Raisa Ferrer Pizarro, M.A., Bielefeld
Prof. Dr. Andreas Fischer-Lescano, Kassel
Prof. Dr. Sabine Flick, Freiburg
Dr. Ryanne Flock, Würzburg
Tim Franke, M.A., Aachen
Dr. Jean-Yves Gerlitz, Bremen
Tobias Gottschalk, M.A., Braunschweig
Philipp Graf, M.A., München
Dr. Hans Jonas Gunzelmann, Berlin
Dr. Laura Haddad, Göttingen
Sophie Halcour, M.A., Bielefeld
Daniel Heinz, M.A., Osnabrück
Dr. Julia Hille, Magdeburg
Dr. Christoph Homuth, Bamberg
Jasper Janssen, M.A., Bielefeld
Dr. phil. Maike Janssen, Berlin
Jane Lia Jürgens, M. Ed., Bochum
Anemari Karačić, Mag. Soz., Duisburg

Ariana Kellmer, Duisburg
Nina Kerker, M.Ed., Göttingen
Goda Klumbyté, M.A., Kassel
Lena:Emil Kramheller, M.A., Lübeck
Hannah Krugmann, M.A., Frankfurt am Main
Maren Lange, M.A., Bielefeld
Nadine Langer, M.A., Magdeburg
Dr. Mouna Maaroufi, Berlin
Anja Mallat, M.A., Köln
Manuela Marquardt, M.A., Berlin
Christina Mäsing, Dortmund
Prof. Dr. Jannika Mattes, Oldenburg
Paula Matthies, M.A., Frankfurt am Main
Ronja Mikoleit, M.A., Freiburg
Martin Möller, M.A., Bochum
Dr. Tabea Naujoks, Rostock
Felix Neubauer, Leipzig
Dr. Anika Noack, Berlin
Shiva Oskui, M.A., Hamburg
Luana Pesarini, M.A., Frankfurt am Main
Lea Remmers, M.A., Köln
Dr. phil. Henriette Rutjes, Leipzig
Andre Schmidt, M.A., Leipzig
Dr. Matthias Schneider, Berlin
Dipl.-Soz. Julian Seuring, Bamberg
Dr. Johanna Sittel, Jena
Josephine Starke, M.A., Dresden
Dr. Nils Teichler, Bremen
Serkan Topal, M.A., Duisburg
Dr. Nicole Vetter, Duisburg
Jorin vom Bruch, M.A., Jena
Johanna Raphaela Wahl, M.A., Berlin
Zelda Wenner, M.A., Lübeck
Maik Wiesen, M.Sc., Mainz
Kevin Wiggert, M.A., Berlin
Friederike Wünsch, M.A., Hamburg
Dr. Birgit Zeyer-Gliozzo, Dortmund

Neue studentische Mitglieder

Finja Bersch, Aachen
Ole Deitmer, Jena
Frieda Teofila Friese, Frankfurt am Main
Eszter Gajdos, Göttingen
Marcel Kaiser, Jena
Anna Privalov, Dortmund
Hannah Rodenbüsch, Köln
Marie Westedt, Mainz
Or Yosefov, Berlin

Austritte

Prof. Dr. Flemming Christiansen, Leeds
Jan-Torge Daus, Düsseldorf
Isabella Enzler, M.A., Göttingen
Jonas Frost, Leipzig
Jeremias Herberg, M.Sc., Lüneburg
Johann Paetzold, Würzburg
Prof. Dr. Holger Pfaff, Köln
Michael Pollok, Münster
Dr. Luca Preite, Muttentz
Dr. Jasmine Prüß, Köln
Kathrin Rabsch, Berlin
Dr. Tim Sawert, Mainz
Felix Schaaf, Lüneburg
Roman Schütze, Ebersberg

Sektion Alter(n) und Gesellschaft

Frühjahrstagung »Inklusion und Exklusion älterer Menschen in der Ära künstlicher Intelligenz« in Kooperation mit dem Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) am 20. und 21. Februar 2025 in Berlin

Die Tagung wurde organisiert von *Justyna Stypinska*, die am WZB unter anderem zu algorithmischer Diskriminierung und Bias in KI-Technologien forscht, und von *Claudia Vogel*, die an der Hochschule Neubrandenburg unter anderem zu Altersarmut und sozialer Ungleichheit arbeitet. An der Tagung haben 57 Personen aus Wissenschaft und Praxis teilgenommen, die Referent:innen sind an renommierten Einrichtungen in Deutschland, England, Italien, Österreich und in der Schweiz tätig.

Die Begrüßung erfolgte durch die Präsidentin des WZB, *Nicola Fuchs-Schündeln*, die sowohl auf die Geschichte des Gebäudes als auch auf die Bedeutung der Digitalisierungsforschung einging. Die Forschung zu Digitalisierung und KI hat am WZB unter anderem durch dessen Beteiligung an dem Forschungsverbund an Relevanz gewonnen, der das Berliner Weizenbaum-Institut trägt. *Claudia Mahler*, Independent Expert on the Enjoyment of All Human Rights der Vereinten Nationen (Genf), stellte anschließend in ihrer engagierten Keynote »Ageism and Human Rights« Altersfeindlichkeit in vielen Erdteilen in den Mittelpunkt und verwies auf die Bedeutung, gegen Altersdiskriminierung beherzt vorzugehen.

Im ersten Vortrag »The »Problem« of Ageing – Addressing or Shaping Problem Constructions?« gingen *Bernhard Weicht* und *Lisa Waldenburger* (beide Innsbruck) darauf ein, wie für den Bereich Pflege angebotene digitale Lösungen dazu beitragen, Alter als ein Problem der Unselbständigkeit und der Unfähigkeit, also defizitär, zu konstruieren. *Vera Gallistl* (Krems) berichtete in ihrem Vortrag »AI-Ageing-Assemblages – Theorizing Ageing in the Era of AI« vom Beitrag der Materialitätsdiskussion zur Analyse von negativen Altersbildern und -konstruktionen. *Justyna Stypinska* stellte in ihrem Vortrag »AI, Ageism and Inequality« erste Ergebnisse aus dem internationalen Forschungsprojekt »Ageism in AI: New Forms of Age Discrimination and Exclusion in the Era of Algorithms and Artificial Intelligence (AGEAI)« vor.

Im Vortrag »The Use of Artificial Intelligence in Elderly Healthcare: A Legal Perspective« verdeutlichte *Elena Falletti* (Castellanza, Italien) einerseits, dass rechtliche Regulierungen zum Schutz von Patient:innen dringend notwendig sind, insbesondere in Bezug auf ein *automatic decision making* durch KI, und andererseits, dass Klagen im Einzelfall zwar erfolgreich sein können, aber oft

nur nach allzu langer Zeit. *Lisa Katharina Kortmann* (St. Gallen) präsentierte in ihrem Beitrag »Digitalization in the World of Work – What Does the Transformation Process Mean for Older Workers?« empirische Ergebnisse zu unterschiedlichen, für ältere Arbeitnehmer:innen teils positive, teils negative Dynamiken der Digitalisierung der Arbeitswelt. *Ricardo Tnumasi* (London) stellte im Vortrag »AI for Age-Inclusive Work Design: A Socioemotional Selectivity Theory Perspective« Ergebnisse einer Literaturrecherche unter anderem zu Weiterbildungsbedarfen für ältere Arbeitnehmer:innen vor.

Am zweiten Tag zeigte *Katrin Lechner* (Krems) im Vortrag »Artificial Intelligence and the Recurring Narrative of the ›Vulnerable Old‹« wie insbesondere in natur- und gesundheitswissenschaftlicher Literatur negative Altersbilder durch die Wissenschaft konstruiert werden. *Kai Brauer* (Neubrandenburg) trug seine Überlegungen zum Thema »Cultural or Structural Lag? ›Künstliche Intelligenz‹ und die Kultur des Alterns« vor. Im Beitrag »Digitale Pflegeassistenten: ›technological fix‹ oder lebensweltliche Unterstützung im Alter?« präsentierte *Jannis Hergesell* (Berlin) Ergebnisse qualitativer Forschung mit älteren Menschen. *Linda Maack* (Berlin) präsentierte im Vortrag »Technologie als Akteur – Sozial-emotionale Robotik, materielle Praktiken und die Veränderung von Machtverhältnissen in der Altenpflege« eine Materialitätenperspektive am Beispiel der Therapie-Robbe Paro. *Niklas Ellerich-Groppe* und *Mark Schweda* (beide Oldenburg) präsentierten im Vortrag »Queeres Alter(n) – queere Technologien?« am Beispiel des Roboters Pepper die Möglichkeiten und Grenzen der Konstruktion von Geschlecht von Robotik in der Technikentwicklung und Mensch-Technik-Interaktion.

Im Vortrag »Alter, Technik, KI – kritische Anmerkungen zur gegenwärtigen Entwicklung« argumentierten *Harald Künemund* (Vechta) und *Reinhard Messerschmidt* (Berlin), dass Technikentwicklung und Technikentwicklungsforschung nicht primär den Interessen von Individuen, sondern von Konzernen dienen, und Nebenfolgen der immensen KI-Nutzung, etwa ein erhöhter Energieverbrauch sowie der Abbau seltener Erden etc., zu wenig im Kontext bedacht werden. *Rafaella Werny* (Frankfurt am Main) stellte im Vortrag »Digitale Teilhabe, Altersbilder und Altenhilfestrukturen zusammengedacht anhand des Projekts DITA« ein aktuelles Praxisprojekt mit dem Jugend- und Sozialamt der Stadt Frankfurt am Main vor.

In der lebhaften Abschlussdiskussion, die eingeleitet wurde durch Statements von *Harald Künemund*, *Vera Gallistl*, *Helga Pelizäus*, *Justyna Stypinska* und *Clandia Vogel* wurde auf die anregenden Beiträge Bezug genommen und Erkenntnisse wurden vor allem auf zwei Ebenen debattiert: Es ging zum einen

um die Verantwortung von Soziolog:innen bezüglich der eigenen Forschungsarbeit, zum Beispiel für die Nutzung von KI durch Hochschulen und Forschungseinrichtungen, bezüglich der unbedingten Beachtung des Datenschutzes und der Datensicherheit, aber auch bezüglich des Vermeidens der Reproduktion von altersfeindlichen Stereotypen, wobei es auch immer um unterschiedliche Interessen und gesellschaftliche Machtverhältnisse geht. Zum anderen wäre auf der strukturellen Ebene mit einer klaren politischen Verantwortung für eine Regulierung zum Schutze und zur Durchsetzung der Rechte (nicht nur älterer) Menschen einzutreten, auch um für einen Abbau der Exklusionsrisiken älterer Menschen Sorge zu tragen.

Claudia Vogel und Justyna Stypinska

Sektion Familiensoziologie

Frühjahrstagung »Die Abkehr vom klassischen Ernährermodell?« am 20. und 21. März 2025 am IAB in Nürnberg

Im März 2025 fand die Frühjahrstagung der Sektion am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung statt. Die Veranstaltung wurde von *Ann-Christin Bächmann* und *Corinna Frodermann* vom IAB organisiert. Sie brachte Wissenschaftler:innen aus Soziologie und Ökonomie zusammen. Zahlreiche quantitative und qualitative Beiträge bildeten die Grundlage für einen intensiven fachlichen Austausch und lebhaftes Diskussionen über aktuelle Forschungsarbeiten zu Erwerbs- und Sorgearbeit.

Nach einer Begrüßung durch *Ann-Christin Bächmann* hielt *Dana Müller*, Leiterin des Forschungsdatenzentrums des IAB, die Eröffnungsrede. In der anschließenden ersten Keynote stellte *Daniela Grunow* (Frankfurt am Main) die besondere Bedeutung von Geschlechterrolleneinstellungen für die soziale Ungleichheitsforschung heraus und betonte die Notwendigkeit verbesserter Erhebungskonzepte für eine multidimensionale Untersuchung von Ungleichheitsdynamiken.

Die erste Session widmete sich in vier Vorträgen dem Spannungsfeld von »Paarinterner Ungleichheit« und wurde von *Bettina Hünteler* (Rostock, Köln) geleitet. *Lisa Vatter* (Frankfurt am Main) thematisierte auf der Basis von Paarinterviews Kinderwunschverhältnisse als Weichenstellung für weitere milieuspezifische Aushandlungen von (Sorge-)Verantwortung. *Franziska Krüger*

(Hagen) beleuchtete in ihrer qualitativen Untersuchung Erwerbs- und Sorgearbeit von Elternpaaren mit ost- und westdeutschen Partner:innen. *Tanja Fendel* und *Kseniia Gatskova* (beide Nürnberg) untersuchten im folgenden Beitrag die Dynamiken geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in Paaren mit und ohne Migrationshintergrund während der COVID-19-Pandemie. Abschließend präsentierten *Angela Wernberger* (Münster) und *Heiko Kleve* (Witten/Herdecke) eine Projektidee zu Vereinbarkeitsarrangements in Unternehmerfamilien über Generationen hinweg.

Am Nachmittag folgten zwei Sessions. Session 2a behandelte die Vereinbarkeit von Sorge- und Erwerbsarbeit und wurde von *Ayhan Adams* (Osnabrück) geleitet. *Susanne Schmid* (Oldenburg, Bamberg) und *Hannah Steinberg* (Nürnberg) präsentierten Befunde einer Sequenzdatenanalyse zur Auswirkung der mütterlichen Betreuungs- und Erwerbsverläufe für die Entwicklung von deren Kindern auf Basis von NEPS-ADIAB Daten. *Markus King* (Potsdam) und *Christian Deindl* (Dortmund) untersuchten die Auswirkungen der sogenannten »Sandwich-Pflege« auf Einkommen und Gesundheit. *Dana Müller*, *Florian Zimmermann* und *Inga Marie Amend* (alle Nürnberg) diskutierten abschließend die Möglichkeiten von familienfreundlichen Maßnahmen für die Mitarbeiterbindung in kleinen und mittleren Betrieben.

Parallel dazu widmete sich Session 2b »Arbeitslosigkeit und Leistungsbezug« unter der Leitung von *Andreas Filser* (Nürnberg) der Rolle von Arbeitsmarktbedingungen. *Sven Ehmes* (Frankfurt am Main) verglich die geschlechtsspezifischen Folgen von Arbeitslosigkeit. *Katrin Hohmeyer* (Nürnberg) und *Christina Boll* (München) untersuchten Übergänge von Müttern in Beschäftigung und den SGB-II-Leistungsbezug. *Cordula Zabel*, *Zein Kasrin* (beide Nürnberg) und *Michaela Kreyenfeld* (Berlin) analysierten langfristige Effekte von »Stepping-Stone-Jobs« auf den Grundsicherungsaustritt Alleinerziehender. Der erste Veranstaltungstag endete mit einer kurzen Mitgliederversammlung und einem gemeinsamen Abendessen.

Der zweite Tag begann mit Session 3 zum Thema »Doing Gender – Doing Family: Familienformen im Wandel«, moderiert von *Matthias Collischon* (Nürnberg). *Jane Lia Jürgens* (Bochum) thematisierte die qualitativ untersuchte Transformation von Geschlechterrollen im Kontext Ernährung. *Marlene Resch* (München) diskutierte den Doing-Family-Ansatz in posttraditionalen Familienformen. *Lena Wagner*, *Stefania Molina*, *Enrique Alonso Perez* und *Michaela Kreyenfeld* (alle Berlin) untersuchten die Auswirkungen elterlicher Beziehungsqualität auf das Wohlbefinden von Kindern in Stief- und Kernfamilien.

In der zweiten Keynote präsentierten *Christine Wimbauer* (Berlin) und *Mona Motakef* (Dortmund) die Ergebnisse ihrer qualitativen Studie zum Verhältnis von Nichtanerkennung in der Erwerbsarbeit und Arbeit in anderen Sphären von prekär beschäftigten Personen. Sie hoben die vergeschlechtlichte Bedeutung von Liebe und sozialer Wertschätzung als alternative Anerkennungsformen für (prekäre) Sorgearbeit hervor und diskutierten aktuelle Forschungsbedarfe und -perspektiven zur Anerkennung von (prekärer) Sorge- und Erwerbsarbeit.

Im Anschluss fand eine Postersession statt, in der *Deike Janssen* (Berlin), *Olga Moths* (Utrecht), *Inga Marie Amend*, *Viktoria Berger*, *Sandra Dummert*, *Kevin Ruf*, *Claudia Wenzig* und *Clara Wolf* (alle Nürnberg) aktuelle Forschungsprojekte sowie ausgewählte Datensätze des IAB präsentierten.

Den Abschluss der zweitägigen Veranstaltung bildete Session 4 mit Fokus auf »Familie im Wandel?! – Die Rolle von Vätern« (Chair: *Gundula Zoch*, Oldenburg). *Julia Kuhn* (Rostock) stellte Väterleitbilder queerer Personen vor. *Hanna Haag* und *Judith Pape* (beide Frankfurt am Main) diskutierten die Vereinbarkeit von Karriereplanung und Sorgeverantwortung von Vätern in der Wissenschaft. *Michelle Buller* (Siegen) analysierte die Rolle von Vätern in der sozialpädagogischen Familienhilfe. *Andreas Filser*, *Ann-Christin Bächmann* und *Corinna Frodermann* (alle Nürnberg) untersuchten Muster, Motive und Arbeitsmarkteffekte der Elternzeit von Vätern.

Weitere Informationen zur Sektion Familiensoziologie sind unter www.familie-dgs.de zu finden.

Gundula Zoch und Bettina Hünteler

Sektion Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie

Gemeinsame offene Tagung »Die Weltgesellschaft in der Klimakrise« am 13. und 14. Februar 2025 an der Universität Leipzig

Der Klimawandel stellt nicht nur eine ökologische, sondern auch eine tiefgreifende soziale Herausforderung dar. Obwohl im Jahr 2024 die Erderwärmung auf 1,5 Grad gestiegen ist und die Auswirkungen von Extremwetterlagen in Dürren, Brände und Überflutungen weltweit deutlich sichtbar wurden, rückte der menschengemachte Klimawandel in politischen Debatten wie zum Beispiel im Wahlkampf zur Bundestagswahl im Februar 2025 in

den Hintergrund. Deshalb beschäftigte sich die Tagung mit den vielfältigen Wechselwirkungen zwischen biophysischen Prozessen und sozialer Praxis. Gestaltet wurde die offene Tagung von den Sektionen Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie, Politische Soziologie, Religionssoziologie, Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse, Umwelt- und Nachhaltigkeitssoziologie sowie dem Arbeitskreis Soziologie der Nachhaltigkeit in Zusammenarbeit mit dem Forschungsinstitut für Gesellschaftlichen Zusammenhalt und dem Research Centre for Global Dynamics (ReCentGlobe) der Universität Leipzig. Vor Ort wurde die hybride Tagung von *Alexander Yendell* und *Yvonne Jaeckel* organisiert.

Matthias Middell, Direktor des ReCentGlobe, eröffnete die Tagung mit einem Grußwort. Er betonte, dass die Klimakrise die gesellschaftliche Ordnung destabilisiere, dem Thema aber insgesamt zu wenig Raum zukomme. Prinzipiell setze Klimaforschung Normativitäten frei, die durch verschiedene Disziplinen und Fachgesellschaften ver- und bearbeitet werden müssen, denn »aus reinem Sachzwang folgt nicht zwangsläufig soziales Handeln«. Normative Vorstellungen müssten demnach an konkrete Akteure gebunden sein. Die Aufgabe der Soziologie könne auch sein, diese Akteurslandschaft zu beschreiben und dabei ihre globale Konstitution im Blick zu haben.

Das erste Panel beschäftigte sich mit politischen und ökonomischen Mechanismen im Klimaschutz. Ein erster Vortrag von *Clara Dilger* (Leipzig) und *Nils Teichler* (Bremen) befasste sich mit Einstellungskonflikten zu Klimawandel und Transformation in Deutschland. Auf Basis der Cleavage-Theorie analysierten Dilger und Teichler Daten des FGZ-Panels und stellten anhand verschiedener Klimaprofile heraus, dass zwar ein großes Potenzial an Klimaunterstützung feststellbar sei, die Transformationssorgen für viele Befragte jedoch eine große Rolle spielen würden und daher von der Politik unbedingt adressiert werden müssten.

In seinem ökonomisch ausgerichteten Vortrag thematisierte *Christian Büscher* (Karlsruhe) neue globale CO_{2e}-Regime. Ausgangspunkt der Überlegungen war der stetig ansteigende Energie- und Materiebedarf durch Digitalisierung und Industrie. Vorgestellt wurde dazu das Konzept der *Risk Costs of Carbon*, das Minderungsleistungen pro Tonne CO₂-Minderung vorsieht, nach dem Modell der *Complementary Currencies for Climate Change* (4C) nach Delton, van der Beek und Cloud (2019). Das Konzept sieht Lösungsstrategien gegen den Klimawandel weniger in der Änderung sozialen Verhaltens, sondern im Nutzen vorhandener ökonomischer Strukturen, indem finanzielle Anreize zur Lösung des Problems führen sollen.

Im Panel 2 zu wirtschaftlichen Innovationen und sozialen Konflikten befasste sich *Stephan Lorenz* (Jena) mit sozio-ökologischen Konfliktkonstellationen. In der Analyse dieser Konflikte sei es zunächst wichtig, zwischen ökologischen und sozialen Problemen zu unterscheiden. Ökologische Probleme seien dabei als technische Gestaltungen des Gesellschaft-Natur-Verhältnisses zu beschreiben, die wiederum Folgen mit sich bringen, die auch sozialer Natur sind. Sozial-ökologische Konflikte können demnach als Interessenkonflikte, Gerechtigkeitskonflikte oder Wertekonflikte auftreten, die jeweils nur durch Kompromisse, Dialog oder staatliche Garantien gelöst werden können.

Zum Abschluss des ersten Konferenztages stellte *Stefan Aykut* (Hamburg) Ergebnisse zur »Gesellschaft der Klimawende« vor. Der von Aykut verwendete Hamburger Ansatz zur Plausibilitätsanalyse geht davon aus, dass die Klimawende nicht nur auf technische Innovation und Politik reduziert werden könne. Vielmehr seien soziale Prozesse in hohem Maß relevant. Schlüsselbegriffe sind dabei gesellschaftliche Resonanzfähigkeit und aktive Trägerschaft in der Gesellschaft. Die letzten Jahre seien geprägt von klimapolitischen Fortschritten, die aktive Trägerschaft hingegen sehe sich einer Verringerung gesellschaftlicher Handlungsräume ausgesetzt.

Der zweite Tagungstag startete mit einem Panel zu kulturellen, religiösen und politischen Dimensionen des Klimabewusstseins. In seinem Vortrag untersuchte *Edgar Wunder* (Hannover), welchen Einfluss Religiosität als Wertorientierung auf das Umweltbewusstsein und das umweltfreundliche Verhalten im internationalen Vergleich hat. Basierend auf Auswertungen der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD sowie von ISSP-Daten von 2021 kam Wunder zu dem Schluss, dass ein (positiver) Zusammenhang von Religion und Umweltbewusstsein nicht feststellbar sei.

Jenni Brichzin (München) betonte, dass im Zusammenhang mit dem Klimawandel epistemisch zwischen den Naturwissenschaften, die biophysische Prozesse zum Gegenstand haben, und den Sozialwissenschaften, die sich für soziale Praxis interessieren, unterschieden werden müsse. In ihrem Vortrag griff Brichzin das Konzept des »Kipppunkts« auf und bezog es auf Subjektformationen. Anhand von qualitativen Interviews rekonstruierte sie Elemente des »klimaaktivistischen Subjekts«. Dabei könnten quantitative Veränderungen zu einem qualitativen Wandel führen und insofern in einen »Kipppunkt« des Engagements münden.

Thomas Laux (Chemnitz) ging im Kontext der Globalisierungsforschung der Frage nach, wie die geringe Mobilisierung zum dritten globalen Klimastreik erklärt werden könnte. An Becks Konzept der »Weltrisikogesellschaft« (2007) anschließend präsentierte Laux eine empirische Typologie von vier gesellschaftlichen Konstellationen. Als hemmende Bedingungen für die Mobilisierung wurden unter anderem die jeweilige Betroffenheit von Klimarisiken, der Zugang zur globalen Öffentlichkeit (Internet), die Stärke von Protestbewegungen und die globale Integration der Zivilgesellschaft sowie die bereits erfolgte Umsetzung von Klimaschutzmaßnahmen identifiziert.

Das fünfte Panel behandelte Fragen der Regionalentwicklung und Nachhaltigkeit. Der Vortrag von *Mandy Stobbe*, *Knut Tullius* und *Mary Uhlig* (alle Halle an der Saale) berichtete von der auf das Gemeinwesen bezogenen Forschung in deutschen Braunkohlerevieren. Die Analysen von Expert:innen-Interviews zeigen, dass das Ziel der De-Karbonisierung, die positive Einschätzung der bereitgestellten Ressourcen und das Zukunftsbild der Bergbaufolgelandschaften geteilt würden. Jedoch bestehe ein Dissens in Hinblick auf die Umsetzung der Transformation, der sich vor allem auf Fragen der Verteilungs- und Verfahrensgerechtigkeit, der Zeithorizonte sowie auf Ver lustängste und Abwertungserfahrungen beziehe.

Der abschließende Vortrag von *Alexander Yendell* und *Yvonne Jaeckel* (beide Leipzig) fragte danach, wie soziologische Perspektiven in interdisziplinären Projekten zur Geltung gebracht werden könnten. Zwar können dort häufig verwendete Modelle und Konzepte Anschlussmöglichkeiten für soziologische Theorien bieten, in der Forschungspraxis würde jedoch – wie eine Literaturrecherche ergab – eher theorielos gearbeitet. Yendell und Jaeckel plädierten dafür, sich von soziologischer Seite an der Konzeption interdisziplinärer Projekte zu ökologischen Fragen zu beteiligen und dabei zum Beispiel soziale Prozesse und gesellschaftliche Dynamiken, Machtverhältnisse und Mensch-Umwelt-Beziehungen in ihrer Komplexität zu untersuchen.

Yvonne Jaeckel und Kornelia Sammet

AK Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen

Tagung »Das Gedächtnis der Identität – Identität als Gedächtnis« am 3. und 4. April 2025 am Institut für Soziologie der Universität Koblenz

»Identität« lässt sich als eine Chiffre für das notwendig sozial konstituierte »Wissen um sich selbst« begreifen. Hinzu kommt, dass »Identität« auch das Wissen über ein Gegenüber in spezifischen (Interaktions-)Situationen beschreibt. Sie ist damit als Produkt umweltlicher Prägungen in der Vergangenheit und insbesondere wertspezifischer Einschreibungen zu verstehen. Als Wissen ist sie sprachlich verfasst, kann aber auch reflexiv einer impliziten Inkorporierung erwachsen. Sie gründet somit immer in Vergangenem. Diese Zugänge wurden im Rahmen der Veranstaltung aus zwölf Blickwinkeln erörtert.

Den Anfang machte der als Manuskript vorgelegte Standpunkt von *Gerd Sebold* (Erlangen) mit seiner Assoziation des Begriffs der sozialen Klasse mit der Frage nach kollektiver Identität. Diesem theorieorientierten Einstieg folgte der das Problem der Identität gedächtnissoziologisch erschließende Beitrag von *Daniel Levy* (New York) – ebenfalls ausgehend von klassischen soziologischen Positionen insbesondere mit Blick auf Norbert Elias. In einem Panel über Transitionsidentitäten präsentierten zunächst *Michael Corsten* und *Melanie Pierburg* (beide Hildesheim) sekundäranalytisch bearbeitetes Material zur semantischen Identitätskonstruktion ostdeutscher Biographien. Ebenfalls mit der »Wende« als biographischer Bruchstelle befasste sich *Nina Leonhard* (Potsdam), die die von ihr vor einigen Jahren erhobenen Interviews mit ehemaligen NVA-Offizieren auf dort vorfindliche militärische Identitäten hin befragte. Dass Politik maßgeblich Einfluss sowohl auf die Konstruktion individueller als auch kollektiver Identität nehmen kann, zeigten die Beiträge des anschließenden dritten Panels. Zunächst präsentierte *Destina Yildirim* (Frankfurt am Main) ihre Forschungsarbeit zur Problematik postkolonialer Identitäten insbesondere im Rückgriff auf das Werk Frantz Fanons und dessen Rezeption. *Kimberly Saric* (München) arbeitete anhand einer Einzelfallstudie die familiäre Weitergabe der Kriegserfahrung des Balkankrieges (1992–1995) heraus. *Safiye Ulufer* (Bonn) stellte Schlaglichter ihrer Befassung mit politischen Karikaturen der Türkei der 1950er Jahre vor. Ein weiteres Panel widmete sich Problemen, die der Identitätskonstitution ge- oder zerstörter Zugriffe des Individuums auf Vergangenheiten erwachsen. *Christian Meier zu Verl* (Konstanz) stellte seine Analysen zur Identitätsrelevanz von Interaktionen mit Demenzkranken im familiären Kontext und in der Heimbetreuung vor und *Paula Witzel* (Erfurt) präsentierte erste Überlegungen

ihres Forschungsprojekts, das Bruchstellen der Identitätskonstitution im Rückblick auf die Entscheidung der Inobhutnahme beleuchtet. Den Schlusspunkt der Tagung bildeten zwei literaturwissenschaftliche Beiträge und ein sozialgeschichtlicher Vortrag, die sich alle mit den Vergangenheitsbezügen in Identitätskonstruktionen bei Romanfiguren oder Dichtern beschäftigten. *Svenja Krause* (Münster) analysierte Aspekte männlicher Identität anhand intertextueller Referenzen in deutschen Romanadaptionen der Artussage aus dem Spätmittelalter. *Annika Hübner* (Berlin) berichtete aus ihren Untersuchungen von Briefwechseln über die Identitätskrise des preußischen Offiziers und verhinderten Dichters Ewald Christian von Kleist und *Jaya Sharma* (New Dehli) bearbeitete in einer vergleichenden Analyse posthumanistische Identitätskonstruktionen in Romanen von Max Frisch, John von Düffel und Ilija Trojanow.

Ebenfalls Teil der Tagung war eine Sitzung des Arbeitskreises Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen, bei der um weiteres Engagement insbesondere mit Blick auf zukünftige Tagungsinitiativen geworben wurde. Zwei aussichtsreiche Perspektiven gedächtnissoziologischer Reflexion wurden dabei vorangetrieben: ein Wiederaufgreifen der Frage nach der Gedächtnishaftigkeit künstlicher Intelligenz sowie der Problematik von Raum und Gedächtnis abseits einer Engführung auf das Konzept der ›Gedächtnisorte‹.

In einem Tagungsresümee wurden schließlich zwei Synthesen vorgenommen. So sei ein gemeinsamer Aspekt vieler Beiträge das Problem der gefährdeten Identität gewesen, wobei zwischen Identitätsdiffusion und Identitätskrisen unterschieden werden könne. Außerdem erbringe eine gedächtnissoziologische Perspektivierung eine weitere Differenzierung des Identitätsverständnisses nicht nur nach den in der Theorie etablierten sozialen Registern von Identitätsbezügen (Ego, Alter Ego und Gruppe/Kollektiv). Die Register seien zudem kombinierbar mit vergangenheitsbezogenen Konstitutionsbedingungen von Identitätsvorstellungen aus situationaler, genealogischer und schließlich kognitiver Sicht.

Der AK Soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen bedankt sich beim Forschungsfonds für interdisziplinäre und internationale Tagungen der Universität Koblenz und bei der DGS für die Förderung der Veranstaltung. Unser Dank geht auch an die Sektion Wissenssoziologie, die die Unterstützung der DGS ermöglichte.

Oliver Dimbath

In memoriam Artur Meier (6. April 1932 – 30. Januar 2025)

Artur Meier wuchs bis zum Zweiten Weltkrieg im Berliner Wedding auf, wo seine Familie im Frühjahr 1944 ausgebombt wurde. Sein Vater arbeitete als Fräser, seine Mutter als Reinemachfrau. Sie kam mit ihrem gesamten Verdienst für das monatliche Schulgeld von 20 Mark für seinen Oberschulbesuch auf. Der Verlust der Wohnung führte nach einer Zeit der Evakuierung zum Umzug nach Pankow und damit in ein Leben in der DDR.

War schon Artur Meiers Aufnahme in eine höhere Schule außergewöhnlich, so gilt dies in einem noch viel größerem Ausmaß für seine berufliche Karriere. Bereits im September 1951, nur wenige Wochen nach seinem Abitur, begann er als Lehramtsanwärter an der Schinkel-Oberschule im Prenzlauer Berg. Mit 21 Jahren wurde er stellvertretender Direktor dieser Schule. Parallel dazu nahm er ein Abendstudium an der Pädagogischen Hochschule auf und legte bereits 1954 sein Staatsexamen als Fachlehrer für Geschichte ab. Die Examensarbeit schrieb er über das Thema »Der Kampf der besten Männer Preußens um die Heeresreform«. Kurz darauf erfolgte seine Ernennung zum Schulinspektor im Berliner Prenzlauer Berg. Dort leitete er ab 1961 die Volkshochschule. Von 1959 bis 1964 hatte er eine Aspirantur an der Humboldt-Universität zu Berlin und promovierte 1964 zum Dr. paed. mit einer Arbeit zur Geschichte der Erwachsenenbildung: »Die Bestrebung der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung zur systematischen sozialistischen Bildung und Erziehung erwachsener Erwerbstätiger (1918–1923)«. Ab 1966 absolvierte er ein Zusatzstudium in Industrie- und Organisationssoziologie und habilitierte sich 1970 mit einer Arbeit über »Das Bildungssystem als soziale Organisation«. 1970 wurde er Leiter der Abteilung Soziologie des Bildungswesens an der Akademie für Pädagogische Wissenschaften in Berlin, 1971 Dozent und 1976 ordentlicher Professor für Bildungssoziologie an der Akademie.

Seit 1976 war er Mitglied und ab 1986 stellvertretender Vorsitzender des Nationalkomitees für Soziologische Forschung der DDR. 1986 wurde Artur Meier als ordentlicher Professor an die Humboldt-Universität berufen und zum Leiter des Bereichs »Soziologische Theorie« und Direktor des Instituts für Soziologie ernannt.

Artur Meier war »Pädagoge« auch in dem Sinne, als er sich als Lehrer, Professor und Vorgesetzter große Verdienste in der Förderung junger Menschen erworben hat. Als Direktor und Lehrer in der Volkshochschule Prenzlauer Berg ermöglichte er das Abitur einer Reihe von AbendschülerInnen,

die in der regulären sozialistischen Schule nicht zurechtkamen. Ebenso wirksam war Artur Meier als Hochschullehrer und Doktorvater in der wissenschaftlichen Nachwuchsförderung.

Artur Meier etablierte die Bildungssoziologie in der DDR als gleichermaßen theoretisch und empirisch anspruchsvolle Disziplin und konnte dabei auf seine eigenen Erfahrungen als Lehrer und Schulverwalter zurückgreifen – und dies in einem politischen Umfeld, das der Soziologie kritisch bis ablehnend gegenüberstand. Von Mitte der 1970er bis in die Mitte der 80er Jahre initiierte er Forschungen zur Lebensweise und zu den sozialen Erfahrungen älterer SchülerInnen. In den 80er Jahren führte Artur Meier dann auch eine Reihe von empirischen Studien durch, die sich mit der Ungleichheit von Bildungschancen, also der Reproduktion von sozialistischen Klassenunterschieden in der DDR befassten. Die Ergebnisse dieser Forschungen waren allesamt als »vertraulich« deklariert und durften nicht veröffentlicht werden. Sie fanden zumeist auch wenig Anerkennung in dem von Margot Honecker geleiteten Ministerium für Volksbildung oder in der Akademie der pädagogischen Wissenschaften, da sie nicht den politisch-ideologischen Erwartungen entsprachen.

Mit seiner Berufung an die Humboldt-Universität Anfang der 80er Jahre gelang es Artur Meier, den Studiengang Marxistisch-Leninistische Soziologie zu reformieren, zu professionalisieren und ihn damit an internationale Standards heranzuführen. Die soziologische Forschung am Institut ist unter seiner Leitung auf Forschungen über die »Einführung neuer computergestützter Technologien in Industrie- und Dienstleistungsarbeit« fokussiert worden. Er trug mit seinen fachlichen Standards wesentlich dazu bei, dass das Institut für Soziologie an der Humboldt-Universität im allgemeinen Reform- und Umbauprozess nach der Wende nicht »abgewickelt« wurde, sondern in Teilen anschlussfähig war und erhalten blieb.

Artur Meier war ein außerordentlich produktiver und erfolgreicher Autor. Zunächst veröffentlichte er zur Didaktik der Erwachsenenbildung, dann die Ergebnisse einer breit angelegten vergleichenden Untersuchung des ostdeutschen und sowjetischen Schulsystems. Erst später – und auf Englisch – wurden diese Befunde prononciert als Beweis der Unterschiede und der »nationalen Tradition des deutschen Bildungswesens und der DDR« interpretiert. Sein auf der Habilitationsschrift fußendes Lehrbuch über die »Soziologie des Bildungswesens« wurde nicht nur in Ost- und Westdeutschland veröffentlicht, sondern auch in fünf Sprachen übersetzt und 1976 mit dem Internationalen Preis der Polnischen Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet.

Dieses Buch deklarierte sich noch ganz als marxistisch-leninistische Soziologie, war aber in der Sache ebenso strukturfunktionalistisch wie empirisch ausgerichtet.

Nach dem Prager Frühling und noch mehr nach der Solidarność-Bewegung in Polen stand Artur Meier nach eigenem Bekunden dem DDR-Sozialismus zunehmend kritisch und distanziert gegenüber. Diese Haltung und zugleich seine Annäherung an die »westliche« Soziologie wurden zweifellos durch eine für ihn ganz durchschlagende biografische Erfahrung gefördert, nämlich die Vertretung der DDR-Soziologie in der International Sociological Association, deren Vizepräsident er von 1986 bis 1991 war: »Seitdem ich 1975 in das ISA-Publikationskomitee [...] gewählt worden war, fühlte ich mich in gewissem Sinne geschützt und wurde selbstsicherer, sowohl auf dem internationalen Parkett als auch gegenüber den heimischen Behörden in der DDR«, schrieb er 2002 in seinen Erinnerungen »Liebesglück und Wissenschaftslust. Ein (un)ordentliches Leben in dreieinhalb Deutschlands«. Den Zusammenbruch der DDR hat Artur Meier begrüßt und 1991 in einem Beitrag für *Aus Politik und Zeitgeschichte* theoretisch als Scheitern ihrer Ständegesellschaft sorgfältig hergeleitet. Die engen kollegialen und freundschaftlichen Beziehungen unter anderem mit Pierre Bourdieu, Fernando Cardoso, Melvin Kohn, Juan Linz, Thomas Bottomore, Neil Smelser, Nancy Tuma, Martin Trow und Erwin K. Scheuch beeinflussten nicht nur seine soziologischen Forschungsarbeiten, sondern fanden ihren Niederschlag auch in der Lehre und in der Förderung von Auslandsaufenthalten seiner MitarbeiterInnen.

In freier Wahl wurde er 1989 an der Humboldt-Universität als Institutsdirektor bestätigt. Nach Gastaufenthalten am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, an der University of California in Berkeley und San Diego fand er sehr rasch Kontakt zu westdeutschen Kooperationspartnern und führte eine Reihe großer empirischer Studien durch, darunter eine Längsschnittstudie zur Weiterbildung und eine leider kaum beachtete Studie zum Vergleich der Anpassung ostdeutscher und amerikanischer Jugendlicher an den Strukturwandel in der Landwirtschaft. Die letztgenannte Studie ist nicht nur wegen der Kooperation mit dem Bremer Sonderforschungsbereich zu »Statuspassagen und Risikolagen« bemerkenswert, sondern auch, weil Artur Meier trotz seiner zunehmend kritischen Einstellung gegenüber der forcierten Wiedervereinigung für die ostdeutschen Jugendlichen im Gegensatz zu den Jugendlichen in Iowa sehr positive Anpassungserfahrungen konstatiert. Umso bedauerlicher war es, dass Artur Meier nach der Strukturanpassung der Humboldt-Universität an das bundesdeutsche Hochschulformat zwar

den Titel »ordentlicher Professor« behielt, aber trotz positiver Evaluierung keine Professur nach neuem Recht bekommen hat, sondern nur eine Stelle mit *k.m.*-Vermerk und niedrigen Altersbezügen. Nicht nur der damalige Wissenschaftssenator, sondern auch der Akademische Senat der Humboldt-Universität hatten diese Herabstufung »aus politischen Gründen« beschlossen. Seine langjährigen Leitungstätigkeiten im DDR-Wissenschaftssystem, seine internationale Präsenz und zahlreichen Auslandskontakte wurden anscheinend als besondere Nähe zum SED-Regime ausgelegt. Das hat ihn noch lange nach seiner Emeritierung im Jahr 1997 verbittert. Seine persönlichen und wissenschaftlichen Erfahrungen in »dreieinhalb Gesellschaftsordnungen« und sein Erleben der Wende hat Artur Meier in einer Autobiografie und weiteren Arbeiten rekonstruiert und reflektiert. Wir hatten über die Jahre bis in die letzten Monate immer wieder Kontakt miteinander, aber ich bedauere, dass ich erst jetzt viel mehr von ihm gelesen und über ihn erfahren habe als zu seinen Lebzeiten.

Artur Meier verstarb 93-jährig nach längerer Krankheit am 30. Januar 2025 in Berlin.

Karl Ulrich Mayer

In memoriam Johann Albrecht (Alf) Mintzel (18. April 1935 – 16. Februar 2025)

Alf Mintzel kam 1981 von der FU Berlin an die junge Universität Passau, deren Soziologie er bis zu seiner Emeritierung am 24. November 2000 nicht nur entscheidend prägte, sondern geradezu personifizierte. Er war weder ein Berliner, noch fühlte er sich dem links-alternativen Milieu zugehörig. Wenn er sich überhaupt landsmannschaftlich zuordnete, dann – unüberhörbar – als Franke. Nie aber vergaß er hinzuzufügen, dass auch diese Verbundenheit gebrochen sei und dass obendrein Franken natürlich keine geographische oder kulturelle Einheit bilde. Franken als Einheit wurde erst im Nachkriegs-bayern »gemacht«, nicht zuletzt von »seiner« CSU.

Alf Mintzel wurde am 18. April 1935 in Augsburg geboren, wuchs in München, Nürnberg, Würzburg und der Oberpfalz auf – dorthin verschickt, um den Luftangriffen zu entkommen. Er entstammt der gleichnamigen Hofer Drucker- und Verlegerfamilie, in deren Tradition er sich ausdrücklich stellte und zu deren Geschichte er intensiv gearbeitet hat. Diese alte Dynastie zählte schon im 17. Jahrhundert zu den ersten Zeitungsdruckern und musste mehrfach politischer oder religiöser Verfolgung entfliehen. Die Doppelberufung Mintzels – Wissenschaftler und Künstler – wird wohl mit dieser Familiengeschichte zusammenhängen. Der bildenden Kunst ist er stets treu geblieben, und nahm sie nach seiner Emeritierung wieder verstärkt auf.

Mintzel studierte zunächst Freie Malerei und Grafik an der Werkkunstschule Hannover. Nach einem zweijährigen Ausflug in die Jurisprudenz nahm er 1961 das Studium der Soziologie, Psychologie, Politikwissenschaft in Berlin an der Freien Universität auf. Diplom-Soziologe 1967, Promotion 1974 und *venia legendi* für das Fach Politikwissenschaft 1978 sind die weiteren Stationen. Mintzels Studium und seine Lehrtätigkeit als wissenschaftlicher Assistent bei Otto Stammer am Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung der FU, dem berühmten Otto-Suhr-Institut »OSI«, fielen also in die Zeit der Studentenbewegung. Mit deren führenden Köpfen war er vertraut, mit vielen ihrer Ziele stimmte er überein, sein analytischer Verstand erlaubte aber keine vollständige Identifikation.

1964 heiratete er Inge Lu Schaltenbrand; das erste Kind kam noch in beider Studentenzeit. Von der künstlerisch-wissenschaftlichen Partnerschaft

der Mintzels zeugt etwa der gemeinsame Bild- und Gedichtband »Es ist noch Zeit genug« (1989).¹

Der Biograph der CSU. Alf Mintzel war an verschiedenen interdisziplinären Forschungsprojekten beteiligt, die ihn unter anderem in die National Archives nach Washington führten. Sein großes Projekt, das in ein Lebenswerk münden sollte, begann indes 1968 mit dem unscheinbaren Titel »Die CSU in Bayern«. Diese Unternehmung begründete später Mintzels Ruf als zeitgenössischer Klassiker der politischen Soziologie. Bis dahin waren aber nicht nur Berge an Quellenmaterial mit protestantischer Arbeitsethik zu durchforsten, sondern auch mancherlei Abenteuer zu bestehen, auf die kein Handbuch der empirischen Sozialforschung und keine Einführung in die Methodenlehre vorbereitet. Aus seinen verstreuten Andeutungen ging jedenfalls hervor, dass sein einmaliger und ungehinderter Zugang zu CSU-Dokumenten und Archiven einer glücklichen Verkettung kommunikativer Missverständnisse von CSU-Oberen und -Unteren zu verdanken war. Als dann die ersten Forschungsergebnisse ruchbar wurden – wobei die CSU-Landesleitung noch vor dem Autor an die Druckfahnen des Opus Magnum aus dem Jahr 1975 kam – wurde Mintzel von links wie rechts angegriffen: Er habe sich mit »Wallraff-Methoden« eingeschlichen, um die CSU zu verunglimpfen, hieß es einerseits, er sei ein willfähriger Büttel der Bourgeoisie andererseits. Denn eine wohlfeile Parteienkritik stellten Mintzels CSU-Studien nie dar.

Der phänomenale Aufstieg und anhaltende Wahlerfolg dieser Partei entzieht sich gängigen Klischees; er birgt vielmehr eine wissenschaftliche Herausforderung ersten Ranges, die Mintzel als erster mit sozialwissenschaftlichen Mitteln zu lösen suchte. Wie gelang es einer Partei, politisch-kulturell heterogene Räume zu einer Einheit zu verschmelzen und sie über einen langen Zeitraum zu dominieren beziehungsweise welche Kräfte sind am Werk, um eine solche Vorherrschaft zu untergraben? Der soziologische Alltagsverstand – konservativ, weil Agrarland – hilft da nur scheinbar weiter. Denn zum einen war der CSU ihr Wahlerfolg durchaus nicht »in den Schoß gelegt«. Sie musste in harten und langen Kämpfen die altbayerisch-partikularistische »Bruderpartei« Bayernpartei niederringen, die klerikal-konservativen Anti-Modernisten in den eigenen Reihen zurückdrängen und endlich liberale und sozialdemokratische Hochburgen in Franken schleifen. Erst in und nach diesen Kämpfen, unter geschickter Zuhilfenahme der staatsbayerischen Tradition und begünstigt von der anhaltenden Nachkriegsprosperität, gelang es

1 Die Quellen für alle hier erwähnten Publikationen und zahlreiche weitere Dokumente zum Leben und Wirken von Alf Mintzel finden sich auf www.prof-dr-alf-mintzel.de.

schließlich der CSU, als *die* Partei Bayerns aufzutreten, als die sie heute allgemein gilt. Und zweitens hat die rapide Industrialisierung Bayerns die konservative Vorherrschaft gerade nicht untergraben – ganz im Gegenteil! Früher waren es rauchende Schlote, die in weißblauen Himmel ragten, heute sind es Laptops und Lederhosen, für die die CSU verantwortlich zeichnet.

Neben der dichten, aus der Fülle der Aktenbestände schöpfenden Materialgrundlage lassen sich mindestens drei Besonderheiten an der Mintzelschen CSU-Analyse nennen. Da ist zum einen der struktur-geschichtliche Zugang. Hinter der aktuellen Organisationswirklichkeit der Partei erkennt sein »anatomisch« geschulter Blick eine zweite, auf territorialen und konfessionellen Gegebenheiten beruhende Schicht (und weist diese mit Kartenmaterial und ökologischen Analysen minutiös nach). Dieser (anfänglichen) Koinzidenz von organisationaler Situation und territorialer Geschichtlichkeit sind Parteien aber nicht passiv ausgeliefert. Mintzels Blick gilt daher zweitens in besonderem Maße den Eliten und deren Fähigkeit, Chancen wahrzunehmen und sozialen Wandel in ihrem Sinn zu steuern. Hinzu kommt drittens eine kulturwissenschaftliche – früher hätte man vielleicht gesagt: ideologiekritische Komponente. Unter anderem dank der späten Vollindustrialisierung Bayerns und der weiter verbreiteten Normen der Besitzmittelstandsgesellschaft konnte die CSU an bayernspezifische Identifikationsmuster anknüpfen und diese staatsbayerisch verallgemeinern und letztlich für sich reklamieren.

Mintzel geht also von der Wirksamkeit von Apparaten aus, die sich Eliten untertan machen können – aber nur innerhalb historisch-kultureller Rahmungen und eingebettet in gesellschaftliche Wandlungsvorgänge. Parteien sind ihm sowohl Agenten als auch Akteure. Deshalb hat Mintzel die Großparteien moderner Industriegesellschaften sowohl gegen einen alle Parteien gleichsetzenden Volksparteien-Typus als auch gegen die Prognose verteidigt, sie gingen ihrer Zentralität im Herrschaftsgefüge verlustig. »Verteidigt« freilich im analytischen, nicht im normativen Sinne.

Der Lehrstuhl-Solitär. Als Mintzel 1980 – *horribile dictu* – an einer Festschrift für Franz Josef Strauß mitwirkte, hatte er in der damaligen Situation – zu der auch Stasi-Mitarbeiter am Zentralinstitut gehörten – keine Chance mehr, in Berlin berufen zu werden. Mit Unterstützung renommierter Fachvertreter wie Rudolf Wildenmann, M. Rainer Lepsius und seinem Passauer Kollegen Heinrich Oberreuter kam er schließlich, nach Lehrstuhlvertretungen in Bochum und Mannheim, nach Passau. Zunächst schien vieles offen und die

Solitärprofessur nur ein vorübergehender Anfang. Es galt, das Fach aufzubauen, Studienpläne und Prüfungsordnungen zu erstellen, Entwicklungs- und Arbeitspläne zu entwerfen. Mintzel hat dies in regelmäßigen Rechenschaftsberichten minutiös dokumentiert. Da es wider Erwarten bei dieser einzigen Professur blieb, wurde Soziologie in der Hauptsache Nebenfach und Dienstleisterin für andere Studiengänge. Für Mintzel wie auch seine Mitarbeitenden war es oft nicht leicht, auf ein geliebtes Themenangebot verzichten zu müssen, wenn es abseits des dringend Erforderlichen stand. Das solide Grundstudium hatte stets Vorrang.

Besonders erfolgreich erfüllte die Passauer Soziologie ihre Brückenfunktion in dem vom Alf Mintzel 1989 mitkonzipierten, interdisziplinären und praxisbezogenen Diplomstudiengang »Sprachen-, Wirtschafts- und Kulturraumstudien«. Mit ihm wurden erfolgreich (Berufs-)Chancen erschlossen, die sich aus dem zusammenwachsenden europäischen Binnenmarkt und den nationenübergreifenden, politischen und kulturellen Verflechtungen ergeben. Mit dem phänomenalen Erfolg des neuen Studiengangs rechneten selbst seine Initiatoren nicht. Von einem Semester zum nächsten saßen in den zugehörigen soziologischen Seminaren nun nicht mehr einige Dutzend, sondern mehrere Hundert Studierende. Von da an betreute der Lehrstuhl für Soziologie beständig mehr Studierende als die Professorenschaft der Theologischen Fakultät zusammen.

Der Analytiker multikultureller Gegenwartsgesellschaften. Alf Mintzel hat die soziologische Parteienforschung entscheidend geprägt. Seine Beiträge zur Theorie und Empirie der Großparteien wurden in Englisch, Italienisch, Spanisch und Russisch übersetzt. Als er einmal mehr zu einer weiteren Fortschreibung seiner CSU-Forschung gebeten wurde, wieder und wieder die Strategien des Machterhalts der CSU oder die Machtlosigkeit der bayerischen Oppositionsparteien kommentieren sollte, wurde er seines Rufes als »CSU-Mintzel« überdrüssig. Am meisten ärgerte es ihn, dass ihn die Fachwelt partout weiterhin nur als Parteienforscher wahrnehmen wollte, wo doch seine wissenschaftliche Neugier längst auf anderen Themen gestoßen war. Die vergleichende Gesellschaftsanalyse stellte für ihn einen Kernbestandteil soziologischer Kompetenz dar, der im zusammenwachsenden Europa immer wichtiger wurde. Frühzeitig legte er Analysen zu den multikulturellen Herausforderungen Europas und Nordamerikas vor oder widmete sich der Frage, ob es so etwas wie eine einheitliche, vielleicht sogar verbindliche »europäische Leitkultur« geben könnte.

Der öffentliche Soziologe. Als Weberianer konnte Alf Mintzel dann besonders streitbar sein, wenn er die Wissenschaft politisch instrumentalisiert sah. So intervenierte er erfolgreich gegen den ungeschickten Versuch des *inventing of traditions* durch die Universitätsspitze, die ausgerechnet die gegenreformatorische *Madonna triumphans* als Universitätssymbol installierte, und opponierte gegen einen Würzburger Kollegen, der ungewöhnlich häufig fragwürdige Promotionsverfahren anstrenge.

Alf Mintzel als Chef und Kollege. Als langjährig Mitarbeitende bleiben uns ganz besonders Alfs einnehmende Herzlichkeit, die mitreißende Begeisterungsfähigkeit, seine gefühlsbetonte Offenheit Menschen und neuen Sachverhalten gegenüber in Erinnerung. Alf war kein gefühlsarmer Patron, wie er im akademischen Leben nicht selten vorkommt. Auch im gesetzten Akademikeralter war er auf ihm vorher eher fremde Phänomene neugierig und, wenn er auf neue Erkenntnisse gestoßen war, steckte er mit seiner Freude an. Umgekehrt macht er aus seinem Herzen keine Mördergrube, wenn er sich über etwas oder jemand ärgerte. Oft genug war das die Hartleibigkeit des katholisch-bürgerlichen Milieus, doch bisweilen konnten auch wir Gegenstand seines gerechten Zornes werden. Der lautstarken Auseinandersetzung um der Sache willen folgte dann stets die aufrichtige Versöhnung.

In Erinnerung bleiben uns auch Alfs anhaltende Freude an der Lehre und an der Begegnung mit Studierenden. Studierende wurden bei ihm ernst genommen. Jahre bevor es obligatorisch wurde, hat Mintzel in seinen Lehrveranstaltungen Studierendenbefragungen durchgeführt. Wer bei Mintzel eine Arbeit schrieb, konnte sicher sein, eingehend beraten zu werden. Auch deswegen war er ein beliebter akademischer Lehrer. Die Sprechstunden waren dementsprechend voll, und sie wurden stets überzogen.

Alf Mintzels Grenzgängertum war nicht auf die Wissenschaft, noch weniger auf die Politische Soziologie beschränkt. »Ein Parteienforscher mit dem Auge des Künstlers« heißt es treffend in der Würdigung Patrick Bahners in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Noch seine Todesanzeige hat er mit einem Text frei nach Jean Paul selbst gestaltet. Am 16. Februar 2025 ist er gestorben.

Stefan Immerfall und Barbara Wasner

Call for Papers

Economic Democracy and Beyond: Re-thinking the role of democratic participation in industry and the economy

6th Conference of the European Labour History Network, 16 to 19 June 2026 in Barcelona

Since at least the end of the 18th century, social reformers, labor leaders, organized workers, and political movements have promoted democratic control of the workplace, industry, and economic life as a crucial precondition not only for social justice and material security but also for political democracy more generally. In so doing, they have highlighted that when workers and employees lack effective voice at work and control over the labor process, their political participation and formal political equality is seriously curtailed more broadly. Indeed, many have argued that political democracy will fail to materialize or, where it existed, soon experience backsliding should democratic rights over work, industry, and the economy be withheld or decline. Against this backdrop, intellectuals, political and trade union actors, and social movements proposed a wide range of theories as well as practical measures that underlined the participation of employees and labor in decision-making as a prerequisite for the sustainability of democratic rule. In light of the current attacks on democratic institutions, we believe that now is the time to re-think what role the improvement and expansion of employee participation in industrial and economic decision-making might play in the fight for the future of our democracies.

Today, growing fears of democratic erosion in the political sphere happen to follow on the heels of a general decline of economic democracy over the last decades. For this reason, we want to explore the role that democracy has played in the thinking, organizing, and lived experiences of past and present-day individuals and movements pushing for greater control over in-

dividual workplaces, whole industries, and entire economies. Instead of concentrating on how workplace democracy has impacted economic performance, productivity, and employee satisfaction – the focus of much previous research – we want to go to the heart of our subject and ask: whether, how, and why democracy at work strengthens and improves democracy in a variety of other social spheres, from families and civic organizations to local communities, the nation state and the international arena? For this purpose, we are proposing a series of panels that go beyond the historical gaze of our working group's previous activities.

We invite contributions from a wide range of disciplines, including history, philosophy, sociology, law, political science, economics, and more. We are particularly interested in transnational and comparative papers and papers on non-Western and Global South debates and developments. We are open to case studies as well as theoretical and conceptual papers. We have no focus on a specific period. Rather, we hope to facilitate interdisciplinary debate that includes both past and contemporary perspectives. For case studies, we expect that presenters reflect on how their case(s) relate to some of the broader themes we explore in this panel. We are looking for papers that deal with (but are not limited to) issues such as:

- *The relationship between industrial and economic democracy on the one hand and political democracy on the other.* How have theoreticians, political actors, trade unionists, and everyday workers conceived of the influence that industrial and economic democracy would have on democracy in politics? How can the impact of industrial and economic democracy on political democracy be measured, studied, and interpreted? What are the conceptual and methodological challenges in such studies?
- *The impact of democratic participation on »democratic mentalities«.* To what extent (and how) did/do theoreticians and practitioners believe that the subjective experience of being involved in decision-making at work infuses(d) employees with the spirit and consciousness that fuels support for democratic rule and sustained democratic engagement beyond the casting of ballots? Did/does active participation equip workers with skills necessary to participate in democratic deliberation and action outside their work environment? Are/were employees who participate in democratic decision-making at work more likely to accept majority decisions? Are/were employees who participated in democratic decision-making at work more likely – in their daily political lives – to actively counter authoritarian, fascistic, colonial or other anti-democratic political forms?

- *The relationship between industrial democracy and economic democracy.* Were/are some places or industries more likely than others to distinguish between democratic participation at the workplace and democratic participation in the wider economy? How did/do these two levels influence one another? Have distinct political movements been more likely to align themselves with one or the other?
- *The meaning of participation, control and representation in industrial and economic democracy.* What did/does active employee participation to decisions of workplace and economic management look like? What measures were/are implemented to facilitate active participation in decision-making? Who resist(ed) these measures, and why? How did past and present actors conceive of representation? What was/is the relationship between participation and representation?

The deadline for submission is **July 15, 2025**. Paper abstracts of max 300 words should be accompanied by a short bio. For more information on the European Labour History Network and conference logistics see <https://socialhistoryportal.org/elhn>. Please send paper proposals as well as all inquiries to

Aurélie Andry

E-Mail: aurelie.andry@eui.eu

Vernetzungstreffen für Promovierende

Workshop am 22. September 2025 an der Universität Duisburg-Essen

Im Vorfeld des DGS-Kongresses lädt die Sektion Stadt- und Regionalsoziologie in diesem Jahr wieder zu einem Vernetzungstreffen für Promovierende ein. Im Rahmen des halbtägigen Workshops sollen laufende Dissertationsvorhaben in unterschiedlichen Stadien vorgestellt und gemeinsam mit Mitgliedern der Sektion diskutiert werden. Darüber hinaus bietet das Treffen Gelegenheit zur weiteren Vernetzung und zum kollegialen Austausch. Bei Interesse bitten wir um die Einreichung eines Abstracts (auf Deutsch oder Englisch, max. 2.600 Zeichen inkl. Leerzeichen). Die Abstracts werden allen Teilnehmenden ebenso wie Informationen zum genaueren Ablauf zur Verfügung gestellt. Wir bitten um Anmeldung bis zum **30. Juli 2025** per E-Mail an

srsoziologie@gmail.com

Tagungen

Wissenssoziologie der Menschenrechte

Tagung der Sektion Wissenssoziologie am 20. und 21. November 2025 an der Université du Luxembourg

Eine Wissenssoziologie der Menschenrechte setzt an der sozialen Konstruktion des Menschen als Menschenrechtssubjekt an. Sie verfolgt damit einen anderen Anspruch als natur- und vernunftphilosophische Begründungen. Auch geht es ihr nicht darum, »den Menschen« als ein mit Menschenrechten und Menschenwürde bekleidetes Wesen normativ vorauszusetzen. Aus einer wissenssoziologischen Perspektive wird die Ausstattung des Menschen mit Menschenrechten selbst zum Thema und zu einem Untersuchungsgegenstand, dessen historische und gesellschaftliche Geltungsbedingungen, Erscheinungsformen und Folgen zu erkunden sind. Dies schließt das Gebot des Würdeschutzes ein, der den Menschenrechten inhärent und zugleich umstritten ist. In den Blick kommen Wissensformen und Prozesse der Institutionalisierung des menschenrechtlich definierten Menschen in ihren rechtlichen, politischen, sozialen und kulturellen Dimensionen ebenso wie der darin strukturell angelegten Individualisierung von Rechtssubjektivität, die weitreichende transformative Potentiale hat; das Wechselverhältnis von Verallgemeinerung und Spezifikation, zum Beispiel aufgrund unterschiedlicher menschlicher Bedarfe und Bedürfnisse; die Dynamik von Universalisierung und Partikularisierung, die vor allem in Kontroversen und Konflikten aufscheint – zum Beispiel um einen »alten« und »neuen«, derzeit wieder auflebenden Kulturrelativismus; die Frage nach der lebens- und alltagsweltlichen Relevanz der Zuschreibung von Menschenrechten und Menschenwürde; und nicht zuletzt nach der tatsächlichen subjektiven Bedeutung, die mit dem garantierten »Haben« oder dem aus der Deprivation geborenen »Beanspruchen« von Menschenrechten und Menschenwürde sinnhaft verbunden ist. Auch die Annahme einer lebens- und alltagsweltlichen Irrelevanz,

einer subjektiven Bedeutungslosigkeit oder einer absoluten Negation darf hierbei nicht ausgeschlossen werden.

Die Geschichte und Gegenwart der Menschenrechte sowie des Ringens um Menschenwürde sind mit Brüchen, Widersprüchen, Zäsuren und Asymmetrien verbunden. Die Erfahrung des Holocaust, der Eugenik, des Kolonialismus, der Geschlechterungleichheit und anderer Formen sozial, kulturell, politisch und rechtlich relevanter Ausschließungen (zum Beispiel von Armen, gleichgeschlechtlich Liebenden und politischen Dissidenten) zeugen von der Labilität und Fragilität eines menschenrechtlich definierten ›Wir‹. Die menschenrechtliche Moderne bildet – dem Anspruch nach – einen maximal weiten Inklusionshorizont, der sich auf ›den Menschen‹ selbst bezieht. Sie ist zugleich von Exklusionen durchkreuzt, deren Problematisierung sich wiederum auf die Menschenrechte und deren universalistischen Geltungsanspruch berufen kann. Gesellschafts- und sozialtheoretisch, empirisch und methodologisch eröffnet sich ein Reigen von Frage- und Problemstellungen, die wissenssoziologisch auf der Makro- und Mesoebene gesellschaftlicher Entwicklungen und Institutionen ebenso wie in mikrosozialen Handlungs- und Erfahrungszusammenhängen zu beleuchten sind. Auf der Tagung sollen folgende thematische Komplexe behandelt und erörtert werden:

I Die Wissensform der Menschenrechte

Welche gesellschaftlichen Entwicklungen bringen die Menschenrechte hervor? Wie etablieren sie sich als Wissensform? Wer sind ihre Trägergruppen? Wie werden sie in unterschiedliche Zusammenhänge integriert? In welchem Verhältnis stehen sie zu den nationalen Grund-, Bürger- und Sozialrechten? Welche Rolle spielen menschenrechtsbezogene Diskurse, Deutungskämpfe und Engagements?

II Der Alltag der Menschenrechte

Wie werden Menschenrechte im Alltag relevant (gemacht)? Wie entsteht das Bewusstsein für Menschenrechte, individuell und kollektiv? Welche Ausprägungen nimmt dieses Bewusstsein an, etwa als (Nicht-)Inanspruchnahme eigenen Rechts, als Anerkennung oder Bestreitung des Rechts anderer? Welche Vergemeinschaftungsprozesse oder Konflikte, soziale Ungleichheiten oder kulturelle Unterscheidungen bilden sich ab?

III Das Subjekt der Menschenrechte

Handelt es sich bei den Menschenrechten um abstrakte Normen, spiegeln sie sich im Erleben wider oder sind sie darin fundiert? Welche Bedeutung gewinnen hier zum Beispiel Würde, Stolz, Leid, Neugier, Empathie und Solidarität? Wenn die menschenrechtlichen Normen auch universell und planetarisch angelegt sind – sind sie in der Erfahrung plural, partikular und different? Lassen sich Unterschiede und Gemeinsamkeiten auch jenseits gängiger Sozial- und Kulturkategorien ausmachen?

Organisation und Kontakt:

Angelika Poferl

E-Mail: angelika.poferl@tu-dortmund.de und

Boris Traue

E-Mail: boris.traue@uni.lu

Rechtskatholizismus – Zum Verhältnis von Katholizismus und Rechtspopulismus

39. Jahrestagung des Schwerter Arbeitskreis Katholizismusforschung vom 21. bis 23. November 2025 in Schwerte

Die Jahrestagung des Schwerter Arbeitskreises bildet ein offenes Forum, das Forscher:innen verschiedener Disziplinen die Möglichkeit bietet, neue Projekte und Fragestellungen in der Katholizismusforschung in kollegialer Atmosphäre zu diskutieren. Die diesjährige Tagung findet vom 21. bis 23. November 2025 in Zusammenarbeit mit der Katholischen Akademie Schwerte statt. Am Vormittag des 23. November widmet sich die Jahrestagung im Rahmen der Generaldebatte dem Thema »Rechtskatholizismus – Zum Verhältnis von Katholizismus und Rechtspopulismus«.

Das Jahr 2025 startete mit der erneuten Präsidentschaft von Donald Trump in den Vereinigten Staaten von Amerika, der im Wahlkampf rechtspopulistische und rechtsextreme Ideen vertreten hatte. Nachwahlbefragungen zeigten, dass er insbesondere bei christlichen Wähler:innen stark abgeschnitten hatte; von den katholischen Wähler:innen erhielt er 54 Prozent der Stimmen. Auch in Europa sind rechtspopulistische und demokratiebedro-

hende Parteien weiter auf dem Vormarsch. Studien zeigen, dass sich insbesondere am rechten Rand des Katholizismus Überschneidungen mit der Neuen Rechten finden lassen. Bereits in der Weimarer Republik suchten antidemokratisch eingestellte Katholik:innen die Nähe zu faschistischen Bewegungen und leisteten als »Brückenbauer:innen« einen Beitrag zu Niedergang und Zerstörung der Demokratie.

In der diesjährigen Generaldebatte möchten wir gemeinsam darüber diskutieren, wie der Begriff des »Rechtskatholizismus« historisch entstand und wie er zu definieren ist. Welche historischen Phänomene werden damit erfasst? Wie verhielten sich Katholik:innen gegenüber rechten politischen Bewegungen historisch – insbesondere: Welchen Anteil hatten sogenannte Rechtskatholik:innen am Untergang der ersten deutschen Demokratie? Zugleich möchten wir fragen, inwiefern katholische Anteile in zeithistorischen und gegenwärtigen rechtspopulistischen sowie rechtsextremen Bewegungen und Parteien stecken. Ebenso sollen sowohl Positionierungen des Katholizismus gegenüber dem Rechtspopulismus, beispielsweise klare Abgrenzungen wie das Positionspapier »Unsere Zukunft heißt Demokratie« der ostdeutschen katholischen Jugendverbände von 2024 oder die Erklärung der deutschen Bischöfe zur Unvereinbarkeit von Völkischem Nationalismus und Christentum von 2024, als auch mit rechten Positionen sympathisierende Erscheinungen wie die Gruppierung »Christen in der AfD« diskutiert werden. Was lässt sich dabei aus einem historischen Vergleich mitnehmen?

Für die Diskussion dieses Themas konnten wir Olaf Blaschke (Münster) und Marianne Heimbach-Steins (Münster) als Referent:innen gewinnen: Olaf Blaschke wird eine Begriffsgeschichte des »Rechtskatholizismus« diskutieren. Marianne Heimbach-Steins wird sich dem Verhältnis von katholischen Traditionen und rechten Denkmustern an ausgewählten Beispielen aus der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart widmen. Für weitere Informationen wenden Sie sich bitte an:

Martin Belz
Universität Osnabrück
E-Mail: Martin.belz@uni-osnabrueck.de

Sarah Thieme
Universität Münster
E-Mail: sarah.thieme@uni-muenster.de

Prof. Dr. Tilman Allert, Goethe Universität Frankfurt, Institut für Soziologie, Theodor-W.-Adorno-Platz 6, D-60323 Frankfurt am Main, E-Mail: allert@soz.uni-frankfurt.de

Prof. Dr. Oliver Dimbath, Universität Koblenz, Institut für Soziologie, Universitätsstraße 1, D-56070 Koblenz, E-Mail: dimbath@uni-koblenz.de

Christoph Gollasch, M.A., Technische Universität Berlin, Zentrum für Antisemitismusforschung, Kaiserin-Augusta-Allee 104-106, D-10553 Berlin, E-Mail: christoph.gollasch@campus.tu-berlin.de

Dr. Bettina Hünteler, Universität zu Köln, Institut für Soziologie und Sozialpsychologie, Albertus-Magnus-Platz, D-50923 Köln, E-Mail: huenteler@wiso.uni-koeln.de

Prof. Dr. Stefan Immerfall, Pädagogische Hochschule Schwäbisch Gmünd, Soziologie, Oberbettringer Straße 200, D-73525 Schwäbisch Gmünd, E-Mail: Stefan.Immerfall@ph-gmuend.de

Yvonne Jaeckel, Universität Leipzig, ReCentGlobe, Nikolaistraße 10, D-04109 Leipzig, E-Mail: yvonne.jaeckel@uni-leipzig.de

PD Dr. Jens Kastner, Akademie der bildenden Künste Wien, Institut für Kunst- und Kulturwissenschaften, Schillerplatz 3, A-1010 Wien, E-Mail: j.kastner@akbild.ac.at

Prof. Dr. Karl Ulrich Mayer, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Lentzeallee 94, D-14195 Berlin, E-Mail: mayer@mpib-berlin.mpg.de

Lara Pellner, M.A., Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Goethestraße 31, D-45128 Essen, E-Mail: lara.pellner@kwi-nrw.de

Kornelia Sammet, E-Mail: kornelia.sammet@uni-leipzig.de

PD Dr. Christian Schneickert, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Universitätsplatz 2, D-39106 Magdeburg, E-Mail: christian.schneickert@ovgu.de

Dr. Justyna Stypińska, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung WZB, Reichpietschufer 50, D-10785 Berlin, E-Mail: justyna.stypinska@wzb.eu

Prof. Dr. Annette Treibel (i.R.), Pädagogische Hochschule Karlsruhe, Bis-marckstraße 10, D-76133 Karlsruhe, E-Mail: annettetreibel@icloud.com

Dr. phil. Dr. rer. med. Peter Ullrich, Technische Universität Berlin, Zentrum Technik und Gesellschaft, Kaiserin-Augusta-Allee 104, D-10553 Berlin, E-Mail: ullrich@ztg.tu-berlin.de

Prof. Dr. Paula-Irene Villa Braslavsky, Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Soziologie, Konradstraße 6, D-80801 München, E-Mail: paula.villa@lmu.de

Prof. Dr. Claudia Vogel, Hochschule Neubrandenburg, Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung, Brodaer Straße 2, D-17033 Neubrandenburg, E-Mail: cvogel@hs-nb.de

Dr. Barbara Wasner, Technische Hochschule Deggendorf, AWP- und Sprachenzentrum, Dieter-Görlitz-Platz 1, D-94469 Deggendorf, E-Mail: barbara.wasner@th-deg.de

Mag. Art. Alexander Wierzock, Kulturwissenschaftliches Institut Essen, Goethestraße 31, D-45128 Essen, E-Mail: alexander.wierzock@kwi-nrw.de

Dr. Christopher Wimmer, Berlin, E-Mail: info@christopherwimmer.de

Prof. Dr. Monika Wohlrab-Sahr, Universität Leipzig, Institut für Kulturwissenschaften, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig, E-Mail: wohlrab@uni-leipzig.de

Prof. Dr. Gundula Zoch, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Institut für Sozialwissenschaften, Ammerländer Heerstraße 114-118, D-26129 Oldenburg, E-Mail: gundula.zoch@uni-oldenburg.de

Annette Treibel

Migrationsforschung und Öffentlichkeit

Die Autorin nimmt die andauernde gesellschaftspolitische Debatte über Migration zum Anlass, um nach der Sichtbarkeit beziehungsweise Unsichtbarkeit der Migrationsforschung in der Öffentlichkeit zu fragen. Sie skizziert die Phasen, die die Forschung (insbesondere in der Soziologie) seit den 1970er Jahren durchlaufen hat und konstatiert einen beträchtlichen Professionalisierungs- und Ausdifferenzierungsprozess. Die vielfachen Wissensbestände der Migrationsforschung spielen in der Öffentlichkeit kaum eine Rolle. Die Autorin untersucht mögliche strukturelle Ursachen hierfür auf Seiten von Medien und Wissenschaft. Aus ihrer Sicht spricht einiges für eine stärkere Aktivität von Migrationsforscher*innen in der Öffentlichkeit – einerseits in unterschiedlichen Gruppierungen, andererseits als Individuen mit einer besonderen wissenschaftlichen und persönlichen Perspektive.

The author uses the ongoing sociopolitical debate on migration as a starting point to examine the visibility or invisibility of migration research in the public sphere. She outlines the phases that migration research, particularly within sociology, has undergone since the 1970s and identifies a significant process of professionalization and differentiation. Despite this, the large body of knowledge produced by migration research plays only a minor role in public discourse. The author explores potential structural reasons for this marginalization on the part of both the media and academia. In her view, there are compelling arguments for a more active engagement of migration scholars in the public sphere – both collectively, in various groups, and individually, as researchers who represent distinct academic and personal perspectives.

Symposium

Antisemitismus und / in der Soziologie, Teil 2

Der zweite Teil des Symposiums thematisiert kritisch den Umgang der deutschen Soziologie mit Antisemitismus. Im Fokus steht die zunehmende Externalisierung des Antisemitismus auf »die anderen«, etwa Muslim:innen oder postmigrantische Gruppen, während rechte Täter:innenschaft oft marginalisiert wird. Die Forschung läuft Gefahr, selbst autoritären Mustern zu verfallen, wenn sie Antisemitismus vor allem als israelbezogene Kritik erfasst und zu einem identitätsstiftenden nationalen Symbol stilisiert. Soziologie wird aufgerufen, sich auf ihre aufklärerische Funktion zu besinnen und differenzierte, kontextbezogene Analysen zu leisten.

The second part of the symposium takes a critical look at how German sociology deals with anti-Semitism. The focus is on the increasing externalization of anti-Semitism to *the others*, such as Muslims or post-migrant groups, while right-wing

perpetrators are often marginalized. Research runs the risk of falling prey to authoritarian patterns itself if it primarily understands anti-Semitism as Israel-related criticism and stylizes it as an identity-forming national symbol. Sociology is called upon to reflect on its enlightening function and to provide differentiated, context-related analyses.

Tilman Allert

Heinrich Popitz und die Vermessung des Sozialen

Der Text würdigt Heinrich Popitz als einen herausragenden Soziologen, der durch seine stille Autorität, intellektuelle Tiefe und anthropologisch fundierte Theorie das Fach nachhaltig geprägt hat. Popitz, geprägt von familiären und historischen Brüchen, verstand Soziologie als präzise Vermessung des Sozialen – jenseits akademischer Moden. Sein Konzept von Macht, Norm, Rolle und Autorität spiegelt sowohl biografische Erfahrungen als auch methodologische Konsequenz. Allert betont den pädagogischen Zauber von Popitz, seine leise charismatische Präsenz und seinen Beitrag zu einer skeptischen, aber Menschen zugewandten Soziologie.

The text pays tribute to Heinrich Popitz as an outstanding sociologist whose quiet authority, intellectual depth and anthropologically grounded theory had a lasting impact on the discipline. Popitz, shaped by family and historical ruptures, understood sociology as a precise measurement of the social - beyond academic fashions. His concept of power, norm, role and authority reflects both biographical experience and methodological consistency. Allert emphasizes Popitz's pedagogical magic, his quietly charismatic presence and his contribution to a sceptical but people oriented sociology.

Lara Pellner, Alexander Wierzock

Lars Clausen und Sambia

Der Text beleuchtet die frühen soziologischen Arbeiten Lars Clausens, insbesondere seine empirischen Studien in Sambia während der 1960er Jahre. Clausen erforschte industrielle Strukturen im Copperbelt und analysierte die sozialen Auswirkungen der Industrialisierung in einem postkolonialen Afrika. Seine Forschung war eine Reaktion auf eurozentrische Perspektiven und verstand sich als Beitrag zur Entwicklung einer globalen Soziologie. Trotz kritischer Stimmen wurde Clausens Studie weithin rezipiert und prägte die deutsche Entwicklungssoziologie. Als Lehrender und Forscher förderte er aktiv die Beschäftigung mit afrikanischen Gesellschaften in der Bundesrepublik.

The text sheds light on Lars Clausen's early sociological work, in particular his empirical studies in Zambia during the 1960s. Clausen researched industrial structures in the Copperbelt and analysed the social effects of industrialization in a post-colonial Africa. His research was a reaction to Eurocentric perspectives and saw itself as a contribution to the development of a global sociology. Despite critical voices, Clausen's study was widely received and shaped German development sociology. As a teacher and researcher, he actively promoted the study of African societies in Germany.

Christian Schneickert, Christopher Wimmer **Das soziologische Feld und seine Professor:innen**

Der Beitrag fasst Ergebnisse unserer Studie zum soziologischen Feld in Deutschland im Jahr 2015 zusammen, mit einem besonderen Fokus auf den »Eliten« des Feldes: Soziologie-Professor:innen. Basierend auf einer feldtheoretischen Perspektive nach Bourdieu untersuchen wir die Struktur und Dynamik der deutschen Soziologie anhand von Daten von 370 Professor:innen sowie anhand von neun qualitativen Leitfadeninterviews mit besonders kapitalstarken Akteuren aus dieser Population. Zentrale Befunde waren die hohe Heterogenität des Fachs, die multiparadigmatische Struktur sowie die zunehmende Spezialisierung, die von den Akteuren selbst als latent konflikthaft wahrgenommen wurde – ohne dass diese Konflikte zur Zeit der Untersuchung manifest wurden. Der Beitrag diskutiert die weitere Entwicklung seit 2015 und mögliche Konsequenzen dieser strukturellen Bedingungen für die Karriereplanung des wissenschaftlichen Nachwuchses in der Soziologie.

The article summarizes the results of our study on the sociological field in Germany in 2015, with a special focus on the »elites« of the field: professors of sociology. Based on Bourdieu's field-theoretical perspective we examine the structure and dynamics of German sociology using data from 370 professors as well as nine qualitative guided interviews with high capital actors from this population. The key findings were the high degree of heterogeneity in the field, the multiparadigmatic structure, and the increasing specialization, which was perceived by the actors as a latent conflict – without these conflicts becoming manifest at the time. The article discusses further developments since 2015 and possible consequences of these structural conditions for the career planning of young academics in sociology.

Bitte berücksichtigen Sie folgende Hinweise zur Textgestaltung:

Verwenden Sie *Fußnoten* nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben. Geben Sie *Literaturhinweise im Text* durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel (König 1962: 17).

Bei *bis zu drei Autor:innen* geben Sie alle Namen an und trennen durch Kommata; bei *mehr als drei Autor:innen* ergänzen Sie den ersten Namen um »et al.«. Kennzeichnen Sie *mehrere Titel pro Autor:in* und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... (König 1962a, 1962b).

Mehrere, aufeinander folgende Literaturhinweise werden durch Semikolon getrennt (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

In der *Literaturliste am Schluss des Manuskriptes* führen Sie alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je Autor:in nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet auf, bei mehreren Autor:innen alle namentlich durch Schrägstrich getrennt nennen. Geben Sie Verlagsort und Verlag an.

Bücher: Luhmann, Niklas 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Zeitschriftenbeiträge: Müller-Benedict, Volker 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. SOZIOLOGIE, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

Beiträge aus Sammelbänden: Lutz, Helma 2003: Leben in der Twilightzone. In Jutta Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 254–266.

Internetquellen: Stark, Philip B. / Freisztat, Richard 2014: An Evaluation of Course Evaluations. ScienceOpen Research, doi: 10.14293/S2199-1006.1.SOREDU.AOFRQA.v1.

oder Steffen, Wiebke 2003: Polizeilich registrierte Gewalttaten junger Menschen: Grund zu Furcht und Sorge? Sozialwissenschaften und Berufspraxis, 26. Jg., Heft 2, 135–148. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-38044>. Letzter Aufruf am 27. April 2021.

Im Literaturverwaltungsprogramm *Citavi* können Sie unseren *Zitationsstil »Soziologie – Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie«* nutzen. Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine *deutsche* und eine *englische Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen*, sowie *Name, Titel und Korrespondenzadresse* bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .docx, .rtf oder .odt per E-Mail an die Redaktion der SOZIOLOGIE: soz-red@sozio.uni-leipzig.de.

Für *Berichte aus den Sektionen* beachten Sie bitte, dass der Text 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollte.



Franziska Krüger / Jan Frederik Bossek / Christian Gräfe /
Christina Lökk / Elif Yildizli

Familie in pandemischen Zeiten

Zur Deutung, Aushandlung und Bewältigung
der Corona-Krise in der Familie

Qualitative Familienforschung, 2024, 285 Seiten,
broschiert, € 38,00, ISBN 978-3-7799-7519-9

Im Band wird die Frage nach der inneren Verfasstheit der Familie
angesichts der Folgen der Corona-Pandemie über die Rekonstruktion
innerfamiliärer Aushandlungen, Deutungen und Praktiken eruiert.



Helmut Bremer / Andrea Lange-Vester (Hrsg.)

Soziale Milieus und Habitus im Feld der Bildung

2025, 229 Seiten, broschiert, € 38,00, ISBN 978-3-7799-8202-9

Der Band präsentiert qualitativ-empirische Analysen aus aus-
gewählten Bereichen des Bildungswesens, die auf Bourdieus
Habitus-Feld-Theorie und dem Konzept der sozialen Milieus
von Vester u.a. aufbauen.



René Wilke / Hubert Knoblauch (Hrsg.)

Videographie und Videoanalyse

Beiträge zur Erhebung, Analyse und Nutzung von Videodaten
in der Qualitativen Forschung

Standards standardisierter und nichtstandardisierter Sozialforschung
2025, 513 Seiten, broschiert, € 58,00, ISBN 978-3-7799-8524-2

Dieser Sammelband gibt einen umfassenden Überblick über
Erhebung, Analyse, Nutzung und methodische Herausforderungen
audio-visueller Forschungsdaten der empirischen qualitativen
Sozialforschung.